



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 114 | **JULI/AUGUST 2010** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkäuferausweis

2 Euro



Foto: Konfiozius

FLIEGER, GRÜSS MIR DIE SONNE

Die Straßenzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Aktiv werden beim Zeitungsverkauf, beim Schreiben, Zeichnen oder Fotografieren bringt - neben Zuverdienst - das Gefühl, gemeinsam etwas geschafft zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern/innen des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion dieser Zeitung.

Redaktion

Straßenzeitung Kupfermuckn
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13
kupfermuckn@arge-obdachlose.at,
www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:
Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Walter Hartl (wh), Layout, Technik

RedakteurInnen: Manfred, Julia, Chris, Georg, Anton, Edi, Gabi, Hans, Erich H., Erich E., Bertl, Margit, Roman, Roswitha, Lilli, Fredl, Günter, Michael, Sonja, Claudia, Christine, Walter;
Freie MitarbeiterInnen: Gerald, Susanne;
Zivildienstler: Florian »Konflozius« Holter
www.konflozius.net

Bankverbindung und Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,
Kontonr. 10.635.100

Zeitungsausgabe in Linz, Wels und Steyr

Wohnungslose sowie Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montags bis Freitags zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäuferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den VerkäuferInnen.

Arge für Obdachlose, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19
Soziales Wohnservice Wels, E 37, Eisenhowerstraße 37, 4600 Wels, Tel. 07242/64930
Verein Wohnen Steyr, B 29, Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Obmann Mag. Peter Zuber, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com

LESERBRIEFE UND REAKTIONEN

Ich habe das Alleinsein endgültig satt



Ich, Roman, 52 Jahre alt, habe das Alleinsein endgültig satt. Da ich seit Jahren als Redakteur und Verkäufer der Kupfermuckn arbeite, versuche ich es über diesen Weg, zu einer Frau zu kommen. Eigentlich bin ich anspruchslos, ich lebe in einer eigenen Zwei-Zimmer-Wohnung. Wonach ich mich aber sehr sehne, ist eine Partnerin, mit der ich abends zusammen kuscheln, reden und gemeinsam baden oder wandern gehen kann. Ich bin ein sehr umgänglicher Mensch, trinke nicht, rauche nicht. Ich leide aber sehr an meiner Einsamkeit. Ich bin ein christlicher Mensch, glaube an Gott und versuche tagtäglich diesen Glauben zu leben. Sollte sich eine Frau für mich interessieren, die es wirklich ehrlich meint und mich nimmt, so wie ich bin, bitte ich sie, mich persönlich zu kontaktieren. Telefonisch bin ich unter folgender Nummer erreichbar: 0732/700434. Hochachtungsvoll,
Roman G.

Kupfermuckn T-Shirt

Euer T-Shirt gefällt mir sehr gut. Ich finde auch, dass die Kupfermuckn super Arbeit leistet. Außerdem finde ich, dass ihr immer sehr interessante Themen habt. Weiter so. Mit freundlichen Grüßen,
Christopher Zöchbauer, Linz

Kupfermuckn-Lektüre im Warteraum

Die Aufmachung, das handliche Format und die lebensnahen Geschichten und Berichte aus den »unteren« Schichten in Ihrer Zeitung gefallen mir sehr. Vor allem interessieren mich die Probleme und Schwierigkeiten von Menschen, welche nicht auf die Butterseite des Lebens gefallen sind. Mit Georg aus Ihrer Redaktion, ein Patient meines Mannes, verbinden mich oft Gespräche (wenn es die Zeit erlaubt) über Armut, eure Tätigkeit und Veranstaltungen der Kupfermuckn. Der Kupfermuckn-Kalender hat seinen Stamplatz in

unserer Ordination, und die Zeitung, welche ich meist beim Kupfermuckn-Verkäufer John am Bahnhof kaufe, befindet sich inmitten der Zeitschriften im Warteraum. Ich möchte Ihnen raten, macht weiter so, das ist ungekünstelter Journalismus ohne Wenn und Aber, meisterlich präsentiert!
Gabriele Reichel, Wels

Mein Fahrrad

Gestern kamen beim Verkauf der Kupfermuckn eine Frau und ein Mann zu mir und fragten mich, ob ich ein Fahrrad brauchen könnte, sie würden mir nämlich eines schenken. Ich sagte gleich ja, denn meines wurde gestohlen. Ich möchte mich recht herzlich bedanken bei den edlen Spendern. Leider bin ich derzeit wieder auf der Straße und schlafe in der Notschlafstelle. Da freut man sich schon sehr, wenn es Menschen gibt, denen man nicht egal ist.
Ernst



Stolze Spendensumme

Foto: eva

Bier für den guten Zweck

WELS. Wer in den letzten Wochen bei Familie Bödecker im Gasthaus zur Linde, bei Johann Kletzmayer in der Altstadt-Weinstube oder im Xaver bei Manfred Wüst zum »Wels Pils« der Fachhochschule gegriffen hat, der hat der Obdachlosenzeitung »Kupfermuck'n« geholfen. 50 Cent jeder Flasche des edlen Durstlöschers legten die Innenstadtwirte einen Monat lang für die Sozialeinrichtung zur Seite. Günther Gausch vom Consul-Reisebüro gab noch seine Spende dazu und machte damit die 500 Euro voll. Die engagierten Wirte und der Reiseveranstalter übergaben die Summe Geschäftsführer Günter Spitzer, der damit Bedürftigen in der Notschlafstelle helfen kann.

In Wels wird die Kupfermuckn in der Notschlafstelle E 37 ausgegeben, die sich recht herzlich für die Spende bedankt. Für diejenigen, die zu tief in Glas geschaut haben, empfehlen wir die Beratungsangebote auf Seite 9 (oben: OÖN-Artikel vom 20. Mai).



Foto: Konflozius

Ohne Geld um die Welt

Abenteuerliche Geschichten rund ums Trampen

»Natürlich waren wir bewaffnet. Abwechselnd hatte immer eine von uns einen Springer eingesteckt.«

Sicher, Autostoppen ist und war immer schon gefährlich, aber wir stoppten ohnehin immer zu zweit, und außer ein paar harmlosen Zwischenfällen ist Gott sei Dank nichts passiert. Meine Freundin Doris und ich hatten quasi schon unsere wöchentliche Hausstrecke Linz - Wien, indem wir auf der Autobahnauffahrt abwechselnd den Daumen hochhielten und eigentlich immer sehr schnell (meistens waren es Lastwagen) mitgenommen wurden. Natürlich waren wir bewaffnet, abwechselnd hatte

immer eine von uns einen Springer eingesteckt und, wenn es hart auf hart gegangen wäre, hätten wir diesen auch eingesetzt. Angst hatten wir ohnehin nicht, wir hatten unsere eigene Masche mit den Fahrern (meistens waren es Männer) umzugehen indem wir diesen, gleich nach dem Einsteigen, etwas aushorchten um ihn dann auch gleich in ein interessantes Gespräch verwickelten, sodass glaube ich, selten in einem Mann der Gedanke aufkam, etwas von uns zu wollen. Doris, die ohnehin als Prostituierte ihr Auskommen hatte, machte, wenn der Preis passte, des öfteren mit einem Fahrer Sex. Ich stieg auf dem Rastplatz aus und die zwei verschwanden in der Schlafkoje. Wenn wir in Wien ankamen hatten wir des öfteren schon 1.500 Schilling eingenommen, da soll noch mal einer sagen,

trampen zahle sich nicht aus! So, jetzt Spaß beiseite! Obwohl man heute nicht mehr viele Autostopperinnen sieht, möchte ich den wenigen den Rat geben, die nur kurze Strecken stoppen (z.B. in den Nachbarort in die Disco), wenn möglich dies nicht alleine zu tun, denn es ist noch immer gefährlich mit einem Fremden mitzufahren! Also bitte nicht zu freizügig (sehr aufreizend gekleidet) am Straßenrand stehen und immer misstrauisch und aufmerksam bleiben! Wenn man sich durch aufdringliche Blicke oder unflätige Worte ungut fühlt, den Fahrer mit einer Ausrede auf den nächsten Rastplatz lotsen und das Auto sofort verlassen und es neuerlich probieren, ob ein anderes Auto einen mitnimmt und je nach Gefühl zu entscheiden, ob man einsteigt oder nicht! *Lilli*



Foto: wh

»Eines Nachts bekam ich unerwünschten Besuch. Plötzlich war ich umzingelt von einem Rudel wilder Hunde.«

Ich war gerade mal 16 Jahre alt, den Hauptschulabschluss in der Tasche, den Kopf voller Pläne und ich hatte zwei Monate Zeit, bis ich als Volontär im Linzer Tierheim arbeiten durfte. Für einen Monat arbeitete ich am Bau, um ein wenig Geld für meine Griechenlandreise aufzustellen. Mit der Hälfte meines ersten selbstverdienten Geldes leistete ich mir ein gebrauchtes Moped, die andere Hälfte benötigte ich für die Reise. Aus dem Telefonbuch suchte ich mir alle möglichen Speditionen in Linz heraus, rief dort an und fragte um eine Mitfahrmöglichkeit nach Griechenland. Das ging damals noch relativ gut, heute wäre diese Mitreisegelegenheit ein Ding der Unmöglichkeit. Ein LKW-Fahrer aus Regau zeigte sich kooperativ, er war sogar froh, einen Beifahrer zu haben. Ich ersparte mir die

Reisekosten, lud ihn aber unterwegs zum Essen und Trinken ein. Am Hafen in Pyräus buchte ich dann eine Überfahrt mit der Fähre nach Santorin. Nur mit Rucksack und Schlafsack bewaffnet, schlief ich meistens unter irgendwelchen Palmen, bis ich die Bürgermeisterin in Santorin, eine kleine rundliche Frau, kennengelernt habe. Sie zeigte mir eine alternative Übernachtungsmöglichkeit, es war aber eher eine Art Höhle in einem Felsen. »Daraus werde ich eines Tages eine Jugendherberge machen, aber du darfst vorübergehend darin schlafen«, zeigte sie sich von einer großzügigen Seite. Es war mehr als nur eine Höhle: Ich hatte immerhin Strom und Wasser aus dem Brunnen. Ich schlief auf dem Boden, war aber zufrieden. In einem Lokal lernte ich eine Wienerin kennen, die einen Griechen geheiratet hatte. Sie half mir mit einigen Nahrungsmitteln weiter, denn nur mit dem restlichen Geld vom Bau wäre ich nicht über die Runden gekommen. Eines Nachts bekam ich unerwünschten Besuch. Plötzlich war ich umzingelt von einem Rudel wilder Hunde. Zum Glück ist nichts passiert, aber es war meine

letzte Nacht in der Höhle, Zeit für die Rückreise. Eine deutsche Touristin aus Heidelberg borgte mir Geld für die Überfahrt mit der Fähre. Wir tauschten unsere Adressen aus und ich schickte ihr später das ganze Geld retour. In Pyräus ging die Suche nach einer Rückfahrmöglichkeit wieder von vorne los. Dieses Mal aber ohne Telefon, ohne Spedition und ohne Geld in der Tasche. Damals war Khomeini an der Macht. Ich lernte einen iranischen Fernfahrer kennen, der seinen Lastwagen nach Wien überführen musste. Es war ein niegelagelter neuer Volvo, so ein richtiger Truck, wie man ihn im Fernsehen noch sehen kann. Im Schnecken tempo ging es nach Wien. Wir unterhielten uns mehr oder weniger über Zeichensprache und mit ein wenig Englisch. Das Wort »Khomeini«, dessen Fan er war, fiel fast jede Stunde. Er schimpfte über die Amerikaner, hinter dem Fahrersitz hatte er Kartons voll mit Marlborozigaretten und echtem American Brand Whiskey. Ein witziger aber schizophrener Typ. Während die Hinfahrt nach Griechenland zwei Tage dauerte, war ich mit ihm ganze zwei Wochen unterwegs. Ich schlief hinten auf der Ladefläche. Einmal wollte er sich sogar an meinen Rücken kuscheln, ließ es aber schnell wieder sein, als er meine abweisende Reaktion bemerkte. An einem Samstag kamen wir dann endlich in Wien am Prater an. Ich hatte kein Geld, zurück nach Linz zu kommen. Zum ersten Mal in meinem Leben kam ich von mir selber auf die Idee zu betteln. Nach nicht einmal einer halben Stunde hatte ich genügend Geld für mein Zugticket. Ein älteres Ehepaar mit Hund drückte mir einen Hunderter (Schillinge) in die Hand. Ich war überwältigt. Jedenfalls fühlte ich mich nach dieser Reise irgendwie stärker als zuvor. Jetzt kann das Leben beginnen, dachte ich mir. Doch was dann folgte war ein allmählicher Absturz in den Sumpf des Lebens mit einem 25 Jahre langen exzessivem Alkoholgenuss, der im Koma und danach in einem Pflegeheim endete. Heute bin ich froh, dass ich wieder erwache, am Leben teilhaben kann und in der Kupfermuckn schreiben darf. Reisen werde ich bestimmt wieder, denn Reisen bedeutet für mich Verantwortung mir selber gegenüber und das Gefühl von Freiheit. *Micha*

»Ich staunte nicht schlecht, als ich in Rom plötzlich vor einem First Class Hotel stand.«

Im Jahr 1953, ich war grad 22 Jahre alt, habe ich in Innsbruck meinen ersten Reisepass bekommen und dieses große Ereignis ordentlich gefeiert. In meinem Dusel, ich hatte zu tief ins Glas geschaut, stieg ich in Innsbruck ohne Fahrkarte in den Zug Richtung Süden ein. Vor

Bologna kam der Schaffner. Im Coupet saßen fünf nette Frauen, die mir die Karte zwar spontan aus Mitleid bezahlt haben, trotzdem musste ich in Bologna aussteigen. Bei einem Stadtbummel aber hatte ich Glück, denn dort traf ich einen Pater: »Prego Padre, non soldo, non mangare«, habe ich ihn gebeten. Er hatte Erbarmen mit mir und nahm mich mit zu einem großen Missionshaus, wo ich freundlich empfangen wurde und sofort ein Zimmer und Essen bekommen hatte. In der Früh begleitete mich der Pater zum Bahnhof und kaufte mir auch noch eine Zugkarte bis Rom. Dort angekommen las ich auf einem großen Schild »Albergo Massimo Tazeglio«. Es klang für mich nach einer Herberge also steuerte ich gleich dorthin. Ich staunte dann nicht schlecht, als ich plötzlich vor einem First Class Hotel stand. »What do you want?«, fragte mich ein Portier, der mir schon von weitem freundlich entgegen lächelte. »Ein Zimmer mit Bad und Frühstück«, sagte ich und bekam was ich wollte. Noch nie zuvor hatte ich so ein schönes, elegantes, luxuriöses Zimmer. Ein Mädchen brachte mir in der Früh das Frühstück. Ich fühlte mich wie ein Kaiser. Dann fuhr ich mit dem Bus zum Vatikan, wo der Papst wohnt. Dort fragte ich einen Schweizer Gardisten, ob ich mit einem Bischof sprechen könne. Er sagte mir, dass bald einer rauskommen müsste. Kurz drauf kam tatsächlich ein Bischof namens Monsignore Wüstenberg, ein recht netter Herr, von den päpstlichen Gemächern runter. Ich sprach ihn gleich an und er nahm mich mit zu deutschen Schwestern, die mir sofort ein gutes Essen gaben. Der bischöfliche Sekretär drückte mir zum Abschied ein paar tausend Lire auf die Hand. Das Hotel hat 3.000 Lire pro Nacht gekostet. Das war zu der damaligen Zeit sehr viel Geld. Da ich armer Schlucker niemals so eine große Summe bei mir hatte, versuchte ich mein Glück in der amerikanischen Botschaft. Ich erzählte der Botschafterin von meinen traumatischen Erfahrungen der Bombenangriffe von den Amerikanern, die ich in Deutschland mitgemacht habe. Daraufhin gab mir diese sehr nette Botschafterin 15.000 Lire in die Hand. Nur zur Information: Ein Essen hat damals circa 300 Lire gekostet. Davon konnte ich also eine Zeitlang gut weiterleben in der Heiligen Stadt. Zwei Wochen später, als mir das Geld bereits ausgegangen war, besuchte ich die brasilianische Botschaft. Die Botschafterin dort war auch sehr nett und gab mir auch eine ordentliche Summe. Es kam sogar noch besser, als ich es mir erträumt habe: Die Botschaftssekretärin nahm mich nach Dienstschluss mit ihrem Auto in ihr Appartement mit und verführte mich. Es war göttlich! Leider war das der letzte Höhepunkt meiner Pilgerreise, denn, als ich glücklich ins Hotel zurück kam, stand ich plötzlich vor zwei Herren in zivil. »Sie haben bereits

zwei Wochen hier gewohnt, viel gespeist und noch nichts bezahlt«, erinnerten mich die beiden. Auch der Hotelbesitzer, er sprach gut Deutsch, redete mir ordentlich ins Gewissen. Als ich erzählt habe, wie mein bisheriges Leben verlaufen war, und dass ich überhaupt kein Geld hatte, sah der Hotelbesitzer von einer Anzeige ab. Ich wurde aber sofort zur österreichischen Botschaft geschickt. Dort musste ich bei einem Botschaftsrat vorsprechen. Der war wütend und hat mich beschimpft. »Schimpfen's doch den armen Burschen nicht so zusammen«, verteidigte mich die Botschaftssekretärin. Er hatte aber ein großes Herz und gab mir auch ein wenig Geld. »Damit bezahlen Sie das Hotel«, sagte er zu mir. Das habe ich jedoch nicht gemacht. Ich habe das Geld in meinem Futter in der Jackentasche versteckt, denn ich dachte, wenn ich nach Österreich komme, habe ich noch ein wenig Taschengeld. Am nächsten Tag wurde ich schließlich verhaftet. Zwei Nächte verbrachte ich in einer Zelle mitten in Rom. Ein Carabinieri fuhr mich dann bis zum Brenner und übergab mich dort im Zollbüro einem österreichischen Zollbeamten. »Was soll ich jetzt mit dem«, fragte dieser. »Ach was, verschwinden Sie, reißen Sie ab.« Per Autostopp fuhr ich dann nach Innsbruck. Es war eine Pilgerreiseder besonderen Art. *Egon*

»Der Padre sah mich mitleidig an und griff auf meine Oberschenkel. Abends habe ich das Kloster mit viel Geld verlassen.«

In der Nacht auf den Palmsonntag 1965 desertierte ich aus der Kaserne in Siezenheim. Auf die Idee, dass ich per Autostopp nach Italien reise und dort den frommen Pilger spiele bin ich schon während meines Präsenzdienstes gekommen. Mir war auch bekannt, dass die Kapuziner – und Franziskanerklöster als sehr großzügig im Umgang mit Pilgern galten. Ein frommes Verhalten wurde mir schon in meiner Kindheit beigebracht. Einige Wörter italienisch lernte ich von einem Zellenkollegen, auf der Schanzlalm, dem Landesgericht Salzburg. Die erste Station war das Kapuzinerkloster in Udine, wo ich ein, der Karwoche entsprechendes, Mittagessen bekam. Ein österreichischer Fernfahrer nahm mich bis Treviso mit. Dort konnte ich ein kleines Auto stoppen. Auf dem Armaturenbrett sah ich einige christliche Bilder und einen Rosenkranz. Ich erzählte dem Fahrer von meiner Pilgerreise, er war begeistert, und hielt mir dafür einen langen Vortrag vom heiligen Antonius. Vor dem Kapuzinerkloster in Padua ließ er mich aussteigen und empfahl mir, mich bei Padre Martino zu mel-

den. Padre Martino war ein schöner Mann, der sehr gut Deutsch sprach. Er fragte mich, woher ich komme und den Grund meiner Pilgerreise. Ich erzählte ihm von meiner Heimatpfarre, dass ich Ministrant war und den Papst besuchen möchte. Die folgende Nacht durfte ich im Kloster schlafen. Ich lag schon im Bett, als mich Padre Martino aufsuchte. Er empfahl mir, meine Reisepläne zu ändern, gab mir ein Bild von Padre Pio aus San Giovanni Rotondo, einen großen Geldschein und einen Brief mit einer Empfehlung, für alle Kapuzinerklöster die auf meinem Pilgerweg liegen. Nach dem Frühstück nahm mich ein





»Der Grenzgänger« (Foto: dw und wh)

italienischer Fernfahrer bis Ancona mit. Im dortigen Kapuzinerkloster zeigte ich dem Portier das Schreiben von Padre Martino. Ich wurde sofort hineingelassen und gepflegt. Ein Fernfahrer, der mich bis San Benedetto mitnahm, empfahl mir, erst nach den Osterfeiertagen nach San Giovanni zu reisen. Das Essen im dortigen Kloster war sehr mager. Ein Padre schenkte mir, nach einer vertraulichen Aussprache, ganz diskret 10 000 Lire. Das waren damals 450,- öS, oder 30,- Euro. Mit diesem Geld konnte ich gemütliche Feiertage am Lago di Varano erleben. Am Osterdienstag fuhr ich mit einem Autobus in das 40 km entfernte San Giovanni Rotondo. Dort wurde ich das erstmal in meinem Leben mit religiösem Fanatismus konfrontiert. Die Wallfahrtskirche

steht auf einen Hügel zu dem eine breite Asphaltstrasse hinauf führt. Auf dieser Straße waren viele Menschen unterwegs, die mit einem unglaublichen Geschrei zur Kirche gingen. Einige Pilger krochen laut schreiend auf den Knien zu dieser Kirche und legten eine breite Blutspur auf die Straße. Ich wandte mich entsetzt von dieser scheußlichen Szenerie ab, und dachte mir: »Die müssen wahnsinnig sein.« Weil ich die Geldspenden bereits am Lago die Varano verbraucht habe, ging ich in die Kirche und fragte einen der Padres: »Prego, parle dedesko?« (Bitte, sprechen Sie deutsch) Der Kapuziner sah mich misstrauisch an und fragte: »Wer sind Sie, woher kommen Sie?« Ich stellte mich vor und zeigte ihm das Schreiben von Padre Martino. Dieses

Schreiben wirkte Wunder. Er begrüßte mich freundlich, führte mich durch die Kirche und das Kloster. In einem Gang standen zwei dutzend Männer. Der Ordensmann stellte sich mit mir zu diesen Pilgern und sagte mir, dass wir auf Padre Pio warten müssen. Kurz darauf knieten sich die Pilger auf beiden Seiten des Ganges nieder und es erschien ein alter Kapuziner mit Handschuhen. Die Pilger verbeugten sich tief, ich spürte einen leichten Druck auf meiner Schulter. Wir mussten alle unseren Blick zu Boden wenden. So sah ich nur die bandagierten Füße von diesem »Heiligen«. Als Padre Pio in einen Zimmer verschwand, standen die Männer auf und waren glücklich über die Gnade, die ihnen erteilt wurde. Ich war enttäuscht und dachte mir: »Was habt ihr denn, wir haben ja nur seine eingewickelten Füße gesehen?« Das Mittagessen wurde in einem Saal, in dem viele männliche Pilger warteten, nach unendlich langen Gebeten, ausgeteilt. Nach dem Essen ging ich mit dem Ordensmann in ein kleines Zimmer. Ich log ihm einiges über religiöse Erfahrungen, den Strafen und Prüfungen die mir der Herr auferlegt hat, und meine große Armut vor. Der Padre sah mich mitleidig an und griff auf meine Oberschenkel. Abends habe ich das Kloster mit viel Geld verlassen. Ich setzte meine Klosteroute über Bari, Taranto, und Reggio Calabria fort. Nach sechs Wochen wurde ich übermütig und fuhr, hauptsächlich mit Fernfahrern, zurück nach Österreich. Am Brenner wurde ich verhaftet und einige Tage später nach Salzburg auf die Schanzlalm überstellt. *Brandzinken Günter*

»Nachdem ich aus dem Heim ausgebrochen war, wollte ich per Autostop zu meiner Mutter nach Linz.«

Ich bin in einem Heim in Waidhofen a.d.Ybbs aufgewachsen. Als ich 13 Jahre alt war, hatte ich so starkes Heimweh, dass ich vom Heim ausgebrochen bin. Ich sehnte mich nach meiner Mutter und wollte unbedingt zu ihr. Zu Fuß ging ich von Waidhofen nach Linz. Kaum war ich in Seitenstetten angekommen, fing es fürchterlich zu regnen an. In kürzester Zeit war ich nass bis auf die Knochen. In mir stieg Angst hoch und ich wusste nicht, wie ich nach Linz kommen könnte. Ich fühlte mich verlassen. Geld hatte ich auch keines bei mir. Und so versuchte ich es per Autostopp. Ich stellte mich an den Straßenrand und fast reflexartig hob ich meinen rechten Daumen hoch und verharrte so lange, bis endlich ein Auto stehen blieb. Der Fahrer öffnete die Beifahrertür und fragte mich, wohin ich denn bei diesem Wetter hin wolle. Ich erzählte ihm, dass ich dringend nach Linz müsste, aber kein Geld mehr hatte.

Er meinte, dass er zwar nicht so weit fahren müsse, ich aber trotzdem mal einsteigen soll. Er brachte mich zum nächsten Bahnhof. Dort kaufte er mir eine Zugkarte nach Linz und noch ein Paar Frankfurter zum Essen. Dann drückte er mir noch ein wenig Taschengeld in die Hand und sagte: »Junges Kind, du sollst bitte nie wieder in deinem Leben Autostoppen! Nicht alle Männer sind so nett wie ich!« Ich versprach ihm, dass ich das nie wieder machen werde. Er verabschiedete sich von mir und wir wünschten uns gegenseitig ein schönes Wochenende. Als er wegfuhr, winkte ich ihm noch nach und war froh, dass es so glimpflich ausgegangen war. *Claudia*

»Mit Schnorren versuchte ich irgendwie über die Runden zu kommen.«

Früher, als ich noch ein Junge war, stoppte ich oft mit wenig oder gar keinem Geld in der Tasche nach Wien oder Innsbruck. Mit Schnorren versuchte ich damals irgendwie über die Runden zu kommen: »Ich bin neger, oder hast an Tschick?«, so versuchte ich zu etwas Geld zu kommen. Die Reaktionen der Passanten waren oft ziemlich hart. »Du Arschloch, geh hackln«, schrien sie mich an. Ich versuchte nicht hin zu hören und konsequent meiner Wege zu gehen. Und so kam ich auch per Autostopp nach Tirol. Mit einem Fernfahrer durfte ich mit nach Innsbruck fahren. In der Bahnhofsmission fragte ich nach einer Nächtigungsmöglichkeit. »Beim Dowas gibt es eine Unterkunft für Jugendliche«, wurde mir gesagt. Und so blieb ich für lange Zeit dort, bis ich 25 Jahre alt war. *Roman*

»I hob's gschofft vom Trampen ohne Moos bis auffi zum Traumschiff.«

In den 60er und 70er Jahren war es Mode, dass man per Anhalter unterwegs war. Eines Tages, mir war gerade fad, trampete ich nach Hamburg. Dort nämlich hatte ein ehemaliger Schulfreund eine kleine Spelunke. Mit der Straßenbahn fuhr ich also von Meidling nach Hütteldorf. An der Autobahn angekommen, hob ich den rechten Daumen. Nach einer Stunde blieb endlich einer stehen. Bis Melk durfte ich mit ihm mitfahren. Nächster Stop war dann Salzburg-Wals. Mit meinen mickrigen Kröten kaufte ich mir eine Kleinigkeit zum Beißen. Als ich so da stand, hielt eine grüne Ente (Citroen). Ein Hippie-Paar saß drinnen. Beide lächelten mir entgegen. Ich quetschte mich in die hintere Reihe zwischen

ihre Hunde hinein. Bis nach München durfte ich mit ihnen fahren. In der Zwischenzeit fing es an zu regnen. »Beschissen«, dachte ich mir. Nach einiger Zeit hielt aber doch ein roter Sportwagen (Alpha Spider). Kaum saß ich drinnen, begann es teuflers wild zu regnen. Ich kam bis Nürnberg. Dort angekommen ging ich zum nächsten Pfarrer und schnorrte ihn um ein paar Nedsch (Geld) an, denn mein Magen knurrte schon gewaltig. Dieser war super und leiwand. Während ich speiste und trank, plauderten wir über dies und das. Ich sagte, dass mir beim Autostoppen ein Missgeschick passiert sei, dass ich meine Geldtasche verloren hätte. So gab er mir zum Abschied ein Esspaket und einen kleinen Obulus (DM 50,-). Frohen Mutes ging ich zur Autobahn-auffahrt Kassel-Hof-Frankfurt/Main-Hannover-Hamburg. Ich hatte Glück. Der Erste blieb gleich stehen, und mit ihm konnte ich schon gleich bis Hof mitfahren. Leider war das aber ein Flopp, denn ich stand ohne Visum vor der DDR-Grenze. So musste ich wieder zurück nach Nürnberg trampen. Dort angekommen, war es bereits finster. Am Bahnhof fragte ich ein paar Leute, wo ich billig essen und pennen könnte. Einer begleitete mich zur Heilsarmee. Mit fünf Männern musste ich das Zimmer teilen. Fürs Frühstück und pennen musste ich 5,- DM berappen. Satt und gut ausgeruht marschierte ich zur Autobahn. Zuvor organisierte ich mir einige Pappdeckel und Stifte und einen Plan von Deutschland. Nun schaute ich ganz genau, in welche Richtung ich trampen sollte. Bald schon blieb ein Lastwagen (Borward) stehen, der mich bis Kassel brachte. Der LKW-Fahrer war ein lustiger Kerl, er lud mich sogar unterwegs auf einen kleinen Snack und einen Kaffee ein. In Kassel hob ich wieder meinen Daumen hoch. Leider waren die Bullen die nächsten die hielten. Sie nahmen mich mit zu ihrem Posten. Sie schauten nach, ob ich im Taster (Fahndungsbuch) registriert war. Ich stand nicht drinnen. Sie fuhren mich zur Raststätte, um mir die Weiterfahrt zu erleichtern. Der nächste der stehen blieb, war ein Pfaffe. Er stellte zu viele Fragen. »Den werde ich richtig anlügen«, dachte ich mir. Und so erzählte ich ihm, dass mir mein ganzes Hab und Gut gestohlen wurde. In Frankfurt/Main angekommen, kleidete er mich neu ein. Er gab mir auch noch 100 Mäuse auf die Hand. Die nächsten, die stehen blieben, fragten mich, wo ich hin müsse. »Zum Hamburger Hafen«, sagte ich. Die beiden schauten sich an und lachten. Da sagte einer der beiden: »Na gut, dann fahren wir eben dorthin.« Überglücklich kam ich ans Ziel. Ich blieb zwei Wochen bei meinem Kollegen und suchte mir eine Arbeit. Wie ein Blitz schoss es mir ein, dass mein Vater, damals im Zweiten Weltkrieg, auf einem Schiff gearbeitet hatte. Er war sogar Kapitän. Ich trat in die



Fußstapfen meines Vaters. Ich bekam einen Job als Schiffsjunge. Und so kam ich ohne »Moos« um die ganze Welt. Chinesen wuschen meine Wäsche und ich bekam ein wenig Lohn. So bin ich ohne Geld quer über die Meere gekommen. Es war ein prächtiges Passagierschiff, 15 Meter über dem Wasser, 250 Meter lang und 45 Meter breit. Dieses Schiff ist vielen vielleicht von der Fernsehserie »Traumschiff« bekannt. Es war eine aufregende Zeit. Alle Stürme habe ich überlebt, ohne seekrank zu werden. Am extremsten war der Sturm in Leningrad (Stärke sieben), da war mir dann schon ein wenig flau im Magen. Fast fünf Jahre arbeitete ich auf diesem Schiff und half u.a. auch in der Schiffsbäckerei mit, da ich ja gelernter Zuckerbäcker bin. Leider war nach einiger Zeit mein Reisepass abgelaufen, sonst wäre ich vielleicht heute noch auf hoher See. Und so bin ich bald wieder in Linz gestrandet. Ahoi! *Bertl*

Alkoholtherapie auf der Saualpe

Gandhi - über die Alm weg vom Saufen



Gandhi, ein Linzer Original, das früher auf allen Kirtagen und besonders am Urfahrner Jahrmarkt als Schaustellergehilfe zuhause war, beschloss endgültig mit dem Alkohol Schluss zu machen. Er ging für ein Jahr zur Therapie nach Kärnten auf die Saualpe. Zurück in Linz zeigte er beim Interview mit der Kupfermuckn, dass ihm auch nüchtern der »Schmäh« noch nicht ausgegangen ist.

»Vor zwei drei Jahren beschloss ich, mit dem Alkohol Schluss zu machen und auf Langzeittherapie zu gehen. Damals lebte ich noch auf der Straße und so kam es nie dazu. Über die Obdachlosenstreetworker kam ich dann in eine Wohngemeinschaft des Vereines

B 37. Dort habe ich mein eigenes Zimmer, etwas das mir bleibt und dafür zahlt es sich aus, mit dem Alkohol aufzuhören.

Alex von den Streetworkern organisierte für mich einen Platz auf der Saualpe in Kärnten im Therapiezentrum AGIL. Der Leiter kam extra nach Linz zu einem Erstgespräch, da war ich aber leider gerade besoffen. Danach hieß es, ich muss zuerst ins Wagner Jauregg Krankenhaus zur Entgiftung. Bei einem weiteren Gespräch im Jauregg, bekam ich schließlich die Zusage für die Therapie. Am 29. April 2009 wurde ich sogar mit dem Auto abgeholt, weil man für ein ganzes Jahr ja viele Sachen mitnehmen muss. Am Tag danach hatten wir auf der Saualpe 10 cm

Neuschnee zur Begrüßung. Bei der Aufnahme wurde gemeinsam die Hausordnung durchgeschaut. Vier Wochen lang darf man nicht alleine von der Saualpe weg, nur mit einem Betreuer. Das nächste Dorf ist elf Kilometer entfernt. An den Alkohol dachte ich kaum, aber man wird in der Fernsehwerbung, in der Zeitung und eigentlich überall mit dem Thema konfrontiert. Nach acht Wochen gibt es den ersten Tagesausgang und zwei Wochen später war der erste Heimaturlaub möglich. Da besuchte ich in Linz die Kupfermuckn und die Streetworker.

Auf der Saualpe gab es verschiedene Therapien: Sport, Ergotherapie, soziales Kompetenztraining, kognitives Training. Jeder

muss bei der Reinigung mithelfen. Diejenigen, die schon länger dort waren, bekamen einen fixen Job. Ich war bei der Hauswäsche und habe Bettwäsche, Tischtücher, Handtücher und was es sonst noch so gab gewaschen. Abwechselnd hat jeden Tag einer als Beikoch in der Küche mitgeholfen. Ich habe mich immer am Wochenende gemeldet, da hatte die Köchin frei. Da gab es Gulasch, Cordon Bleu und so weiter. Am Faschingsdienstag habe ich draußen gegrillt. Es zwar war kalt und es schneite, doch im Freien hatte ich meine selige Ruh von den lästigen Mitbewohnern. Ich habe mich aber mit allen gut verstanden, aber kleine Meinungsunterschiede gibt es ja überall. Darüber hinaus haben sich die BetreuerInnen darum gekümmert, dass man auch gesundheitlich wieder in Schwung kommt. Wenn man Zähne oder eine neue Brille brauchte, dann wurde das organisiert.

»Rückfall - Im Zug trank ich alles aus und der Depp war perfekt. In Linz am Bahnhof ging es bei den Löwen gleich weiter.«

Zeitlich gab es einen Wochenplan. Aufstehen war zwischen sechs und sieben Uhr. Dann musste man spazieren gehen, das war die »Morgenrunde«. Um sieben gab es Frühstück und danach war Tablettenausgabe. Um acht Uhr wurde in einer Morgenrunde der Tagesablauf verkündet. Unter der Woche gab es den ganzen Tag Programm: Arztbesuch, Therapie, um 12 Uhr gab es Mittagessen.

sen und um sechs Uhr Abendessen. Am Samstag konnten wir nach Klagenfurt zum Einkaufen mitfahren. Am Sonntag fuhren wir öfter zum Flohmarkt, dort kaufte ich mir einen gebrauchten Fernseher. Am Wochenende gab es öfter einen Ausflug. Wir waren auf der Burg Hochosterwitz, im Museum von Heinrich Harrer, und so weiter.

Im Jänner hatte ich einen Rückfall, da hatte alles zusammen gepasst. Mit der Betreuerin und auch dem Arzt gab es Ärger und selber mochte ich mich auch nicht mehr. Ich hätte mir selber in den Arsch beißen können. Ich hatte Wochenendausgang und der Betreuer fuhr mich zum Bahnhof. Dort ging ich zum Billa eine Jause kaufen. Bei der Kassa musste ich lange warten. Dort stand dann der »Leibwächter« (ein Magenbitter) und ich kaufte mir ein kleines Fläschchen. Dann musste ich auf den Zug warten und ging nochmal zurück, diesmal kaufte ich gleich mehrere Leibwächter und ein paar Dosen Bier. Im Zug nach Linz trank ich alles aus und der »Depp war perfekt«. In Linz am Bahnhof ging es bei den Löwen gleich weiter mit den alten Bekannten. Nach einer Stunde fuhr ich nach Hause. Am nächsten Tag hatte ich einen Termin bei der Alkoholberatungsstelle. Ich wollte zuerst nicht hin, habe mich dann aber überwunden. Die Betreuerin fragte mich, ob ich blasen will und ich hatte 0,87 Promille. Dann fuhr ich in mein Zimmer und sperrte mich bis zur Rückfahrt ein. Es ging mir dreckig und ich hatte ein schlechtes Gewissen.

Ich war mir zuerst nicht sicher, ob ich auf die Saualpe zurückfahren sollte. Da wäre ich aber gleich wieder im alten Trott drinnen gewesen und ich war froh, als ich dann doch wieder hinfuhr. Am Montag beichtete ich gleich bei der Einzelbetreuerin und es war gar nicht so schlimm, es gab keine Konsequenzen. Im Gegenteil. Ich wurde nach dem Rückfall ruhiger und war nicht mehr so aggressiv, wenn mir irgendetwas nicht gepasst hat. Danach

ging es mit mir bergauf und die Therapie schlug gegen Ende der Zeit so richtig an. Ich wollte gerne noch ein oder zwei Monate verlängern, aber die Betreuer meinten, es passt schon, wo ich hingekommen bin. Zum Abschied grillte ich am Sonntag für alle und sogar die Betreuer kamen, die am Sonntag frei hatten. Mit gemischten Gefühlen fuhr ich wieder heim nach Linz. Mein Zimmer in der Wohngemeinschaft habe ich immer noch.



»Jetzt, nach einer Woche wieder in Linz, bin ich mir sicher, dass ich den Alkohol sein lassen werde. Die ersten zwei bis drei Monate werden die schwierigsten sein.«

Jetzt, nach einer Woche wieder in Linz, bin ich mir sicher, dass ich den Alkohol sein lassen werde. Die ersten Monate werden die schwierigsten sein. Ich war sogar schon kurz beim Urfahrner Jahrmarkt, wo ich viele Jahre als Schaustellergehilfe gearbeitet habe. Ich schaffte es, beim Almdudler zu bleiben. In drei Monaten werde ich darüber schreiben, ob ich es wirklich geschafft habe. Besonders bedanken möchte ich mich für die großartige Hilfe des Betreuerstabes von Agil Therapiezentrum, mit einem besonderen Gruß an »Lala«. Nicht zu verwechseln mit dem Asylantenheim auf der anderen Seite der Saualpe.« (hz)

Alkoholberatungsstellen Linz, Wels und Steyr

- ✘ Information, Beratung und Betreuung für Betroffene, Angehörige und Interessierte
- ✘ Beratung für Hörgeschädigte mit Alkoholproblematik
- ✘ Unterstützung bei psychosozialen und therapeutischen Schritten
- ✘ Vermittlung zu Therapie bzw. Behandlungseinrichtungen
- ✘ Psychosoziale Betreuung bei ambulanter Behandlung und nach stationärer Therapie
- ✘ Begleitete Selbsthilfegruppen
- ✘ Beratung von Kooperationspartnern
- ✘ Hilfestellung bei der sozialen und beruflichen Rehabilitation
- ✘ Hausbesuche nach Vereinbarung
- ✘ Bereitstellen von Broschüren und Erstellen von Unterlagen zum Thema Alkoholmissbrauch und Abhängigkeit

Alkoholberatung - Zentrale Linz

4021 Linz, Kärntnerstraße 1
Telefon: (+43 664) 600 72-895 63
E-Mail: alkoholberatung@ooe.gv.at
Erreichbarkeit: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Freitag 08:00-12:30 Uhr

Beratungsstelle Linz-Land

4020 Linz, Kärntnerstraße 1
Telefon: (+43 664) 600 72-142 27
E-Mail: alkoholberatung@ooe.gv.at
Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag 08:00-12:30 Uhr

Beratungsstelle Steyr

4400 Steyr, Spitalskystraße 10a
Telefon: (+43 664) 600 72-895 53
oder (+43 664) 600 72-892 10
E-Mail: alkoholberatung@ooe.gv.at
Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag 08:00-12:30 Uhr

Beratungsstelle Wels

4600 Wels, Herrenstraße 8
Telefon: (+43 664) 600 72-895 59
oder (+43 664) 600 72-895 61
E-Mail: alkoholberatung@ooe.gv.at
Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag 08:00-12:30 Uhr

Bei Fragen wenden Sie sich bitte an das: Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Soziales und Gesundheit, Abteilung Gesundheit, Bahnhofplatz 1, 4021 Linz



Ist die Straßenkunst bald Vergangenheit?

Das Linzer Pflasterspektakel steht vor der Tür. Straßenkunst auf höchstem Niveau bringt dieser Tage wieder gutes Flair und gute Stimmung in die Stadt, AkteurInnen unterschiedlichster Nationen sorgen für bunte Vielfalt. Sobald der Zauber vorüber ist, herrschen andere, zunehmend repressivere Reglementierungen für die hinterbliebenen MusikerInnen. Fragt sich nur, wie lange sie überhaupt noch geduldet werden.

Eigentlich, so möchte man meinen, erfreut sich Straßenmusik bei der Bevölkerung großer Beliebtheit: Die KünstlerInnen unterhalten, begeistern, sorgen für willkommene Abwechslung, sprechen an und laden zum Träumen und Verweilen ein. Die Reaktionen sind

jedoch unterschiedlich: Einige PassantInnen honorieren die dargebotene Kunst mit ein paar Münzen, andere ziehen vorbei, ohne Notiz von ihnen zu nehmen. Dann gibt es noch jene, die in der Straßenmusik einen permanenten Störfaktor sehen. Dass es unter den MusikerInnen aber Menschen gibt, die bettelarm sind und täglich ums nackte Überleben kämpfen, ist vielen gar nicht bewusst. Schärfere Regeln setzen sie nun zusätzlich unter Druck. Nun drängt sich die Frage auf, wie lange es sie überhaupt noch geben wird, den blinden Sänger beispielsweise, der auf der Landstraße stehend mit seiner sonoren Stimme die Herzen vieler PassantInnen erfreut. Florian Holter, Profi-Fotograf und derzeit Zivildienstler bei der Kupfermuckn, inter-

essiert sich seit jeher für Musik, insbesondere auch für Straßenmusik. Im Zuge seiner Recherchearbeiten stieß er auf teils skurrile Verordnungen und Hürden, mit denen die Straßenmusikszene derzeit konfrontiert wird. Die Regeln variieren zwar in den einzelnen Städten, sie sind aber mancherorts schon am Rande des Absurden angesiedelt. In St. Pölten, Graz, Klagenfurt und Salzburg müssen MusikerInnen noch nichts für ihre Auftritte bezahlen. In St. Pölten aber darf nur ein Musiker pro Tag und dieser auch nur einmal in der Woche auftreten. In Innsbruck sind nur zwei Gruppen (mit maximal drei Personen) berechtigt an einem Tag zu spielen, wobei eine Gruppe nur fünf Mal pro Jahr auftreten darf. Der Drei-Tagespass kostet 28,20 Euro.

Nicht ganz so strikt ist es im Osten: In Eisenstadt kostet ein Tag 14,50 Euro, die Monatskarte 43,60 Euro. Ganz rigoros hingegen ist der Westen Österreichs. Musikalische Darbietungen sind in Bregenz erst gar nicht erlaubt.

Belästigung?

In Wien ist das Spiel auf der Straße zwar um einiges günstiger als in anderen Städten, die Regeln für Straßenmusik sind aber um einiges seltsamer: Die Monatskarte kostet zwar nur 6,54 Euro, die Straßenkünstler werden aber per Zufallsgenerator an einen bestimmten Platz zugewiesen. Und seit einiger Zeit drohen auch den darstellenden AkteurInnen in der Bundeshauptstadt eine schärfere Straßenkunstverordnung. Bezirksvorsteherin Ursula Stenzel hat auch schon präzise Vorstellungen davon, wie sich die Straßenmusik in Wien gestalten könnte: Von »Vorspielen der Auftrittswilligen vor einer Jury, bevor sie auf die Straße gelassen werden« war sogar die Rede. »Alles, was lebendig ist, stört«, schrieb Robert Sommer, Chefredakteur der Wiener Straßenzeitung Augustin in der Ausgabe 275, da in Wien die Kunst des Diabolowerfens derzeit amtlicherseits unter »Belästigung und Sicherheitsgefährdung« läuft. Von »Belästigung« ist in Linz zwar nicht die Rede, die StraßenkünstlerInnen wurden nun aber zeitlich und räumlich merklich eingeschränkt. Seit Ende Mai sind die Spiel-Regeln für die Performance-szene wesentlich schärfer geworden: Konnten Personen mit fixem Wohnsitz in Österreich vor einem Monat noch um 13,20 Euro für drei Tage spielen, Nicht-Österreicher durften um denselben Preis nur einen Tag lang auftreten, so gilt heute generell 13,20 Euro für alle KünstlerInnen pro Tag. Straßenmusik darf aber von einem Künstler nur mehr einmal pro Woche dargeboten werden, wobei nach einer Stunde der Standort gewechselt werden muss.

Ivan und Peppa

Besonders betroffen von dieser harten Verordnung sind Ivan (63 Jahre, Akkordeon-Spieler) und seine Frau Peppa (60 Jahre, Gesang), die seit längerem immer wieder auf der Landstraße zu sehen und zu hören waren (siehe Foto Seite 10). Sie kommen beide aus Bulgarien, leben derzeit in Steyr und sind Musiker mit Leib und Seele. Die Straßenmusik ist für die beiden die einzige Möglichkeit, ihr Überleben zu sichern. »Wir kommen nur knapp über die Runden, zum Leben bleibt uns nicht viel«, sagen sie. Im Sommer ist es einfacher, denn da übernachten Ivan und Peppa nach ihrem Auftritt meistens im Schillerpark, damit sie sich das Zugticket nach Steyr einsparen können. Unmöglich wäre das zur kalten Jah-



Fotos: Konflozius

reszeit. Durch die Verschärfung der Regeln müssen sie sich darüber aber keine Sorgen mehr machen, da sie ohnehin nur noch einmal pro Woche auftreten dürfen. Ivan trifft es besonders hart: Er hat bereits zwei Herzinfarkte überlebt, braucht aber dringend Geld für seine Medikamente. Seit 30 Jahren machen die beiden Musik. Wie lange noch, das bleibt dahin gestellt. Und so singt Peppa weiter, authentisch und voller Herzblut, begleitet von den Klängen ihres Mannes gegen Schicksal und Häuserwände an. Einige haben den Absprung

geschafft und verdienen nun mit anderen Tätigkeiten ihr Taschengeld. Ilja, beispielsweise, der beliebte Kupfermucknverkäufer an der Mozartstraße, hatte vor drei Jahren Mundharmonika gespielt. »Kupfermuckn verkaufen ist besser, denn da stößt man auf viel mehr Akzeptanz bei der Bevölkerung«, ist Ilja heute überzeugt. So spricht einiges für und einiges gegen die Straßenmusik in Linz. Die neue Stadtwache wird aber ohnehin alles regeln und früh genug einschreiten, wenn es dann zu bunt werden sollte, oder? (dw)

Eine Mischung aus Clownerie und Akrobatik

Der Straßenkünstler Christoph Priesner im Interview



K: Hallo, kannst du dich bitte den Lesern kurz vorstellen.

C: Mein Name ist Christoph Priesner, ich bin 33 Jahre alt und wohne mit meiner Familie im Mühlviertel.

K: Seit wann bist du Straßenkünstler? Welche Art von Kunst zeigst du?

C: Seit zehn Jahren bin ich Straßenkünstler, davor war ich Reisender und Zivildienstler. Meine Show ist eine Mischung aus Clownerie kombiniert mit Akrobatik.

K: Wo bist du überall schon aufgetreten?

C: In Europa schon in sehr vielen Ländern wie Deutschland, Schweiz, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Polen, Slowakei, Spanien. Aber die am weitest entfernten Destinationen, waren Neuseeland und Singapur.

K: Welche positiven und negativen Erlebnisse hattest du bisher bei deinen Aufführungen?

C: Es gibt zahlreiche positive Erlebnisse. In besonderer Erinnerung ist mir das Pflaster-spektakel vom letzten Jahr geblieben, als mir ein alter Mann aus dem vierten Stock seines Hauses bei meiner Show zugesehen hat. Ich habe ihn dann in die Show mit einbezogen und wir improvisierten. Nachdem ich meine Show fertig gespielt hatte und in der Künstlergarderobe war, hat dieser Mann den Weg durch die vollen Straßen durch Linz auf sich genommen, um sich bei mir für die Show vor seinem Haus zu bedanken und gab mir noch ein Körbergeld. Das war sehr rührend.

Negative Erlebnisse? Das kann man so nicht direkt sagen. Aber eine Situation kommt mir doch in Erinnerung: Als ein Zuseher sauer war, schüttete dieser in einer Kurzschlussreaktion ein ganzes Glas Rotwein über mich.

Aber wie gesagt die positiven Erlebnisse überwiegen. Heute hab ich beispielsweise ein E-Mail aus Deutschland bekommen, wo mich ein großer Fan um zwei Autogrammkarten gebeten hat.

K: Wieviele Auftritte hast du im Jahr, und wann ist die beste Zeit für Straßenkunst?

C: Ich habe circa hundert Shows. Die beste Zeit ist zwischen Mai und September.

K: Trittst du nur auf der Straße auf, oder machst du andere Sachen auch noch?

C: Straßenkunst ist ein Teil meiner Arbeit. Nebenbei bin ich noch in Krankenhäusern als Clinic-Clown unterwegs, bzw. bin ich auch Feldenkraislehrer.

K: Was denkst du über die teurer werdende Straßenkunst in Österreich und den immer schärfer werdenden Regeln?

C: Da ich eigentlich nur noch bei Festivals auftrete, weiß ich über die momentane Lage sehr wenig Bescheid. Aber es ist mir bekannt, dass es in Europa generell immer schwieriger und komplizierter wird, Genehmigungen von den einzelnen Städten zu bekommen. Es ist auch ein ganz anderer Background, ob man sich auf die Straße stellt, um mit der Show an Geld zu kommen, oder, ob die Leute im Rahmen eines Festivals kommen um dich zu sehen.

K: Danke für das Interview! Konflozius



Fotos: Hermann Erber

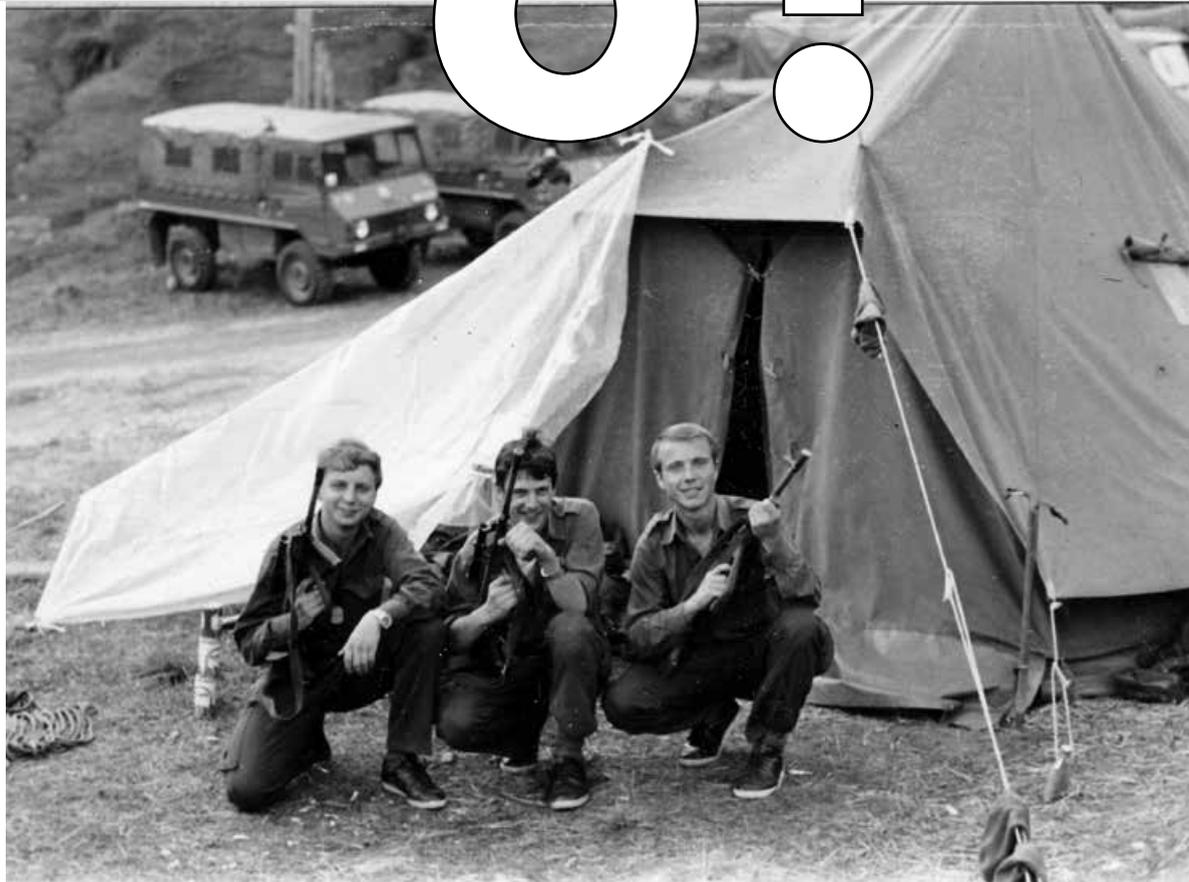
Mehr Infos zu Christoph findet man unter: www.theaterleela.com

HABT 8!

Das waren noch Zeiten, damals beim Militär

Ich war 1986 bei der Garde in der Maria Theresienkaserne

Bei der Stellung meinte der Heerespsychologe, dass ich wohl eher nicht an der Waffe ausgebildet werden sollte, da ich bereits zwei Verurteilungen wegen Schusswaffengebrauchs hatte. Umso überraschter war ich dann, als ich zur ersten Gardekompanie nach Wien einberufen wurde. Die Grundausbildung machten wir in Kaisersteinbruch beim Jagdkommando, das war verschärft. In die Holzbaracken schneite es im Winter sogar hinein. Täglich mussten wir acht Stunden exerzieren. »Habt Acht! Präsentiert das Gewehr! Schultert das Gewehr!« So waren die Befehle. Jede Bewegung musste von den hundert Mann in der Kompanie exakt gleichzeitig ausgeführt werden. Bei der Garde war noch das StG 58 das Gewehr. Wir hatten schöne Uniformen mit roten Streifen auf den Hosen und weiße Handschuhe. So standen wir dann oft stundenlang am Flughafen, wenn Staatsgäste ankamen. Da das Gewehr beim Schultert immer gegen das Schlüsselbein geknallt ist, bekam ich Probleme mit einem alten Bruch, den ich mir bei einer Rauferei in der Jugend zugezogen hatte. Also kam ich zum Innendienst, putzen, Autowaschen. Weil ich mir nie ein Blatt vor den Mund nahm, machte ich 21 Wochenenddienste, aber mir hat es beim Heer eigentlich trotzdem sehr gefallen. Meine Offenheit hat auch zu einem überraschenden Urlaub geführt: Als unser Spieß, der Vizeleutnant, einmal erfuhr, dass hinter seinem Rücken schlecht über ihn gesprochen wurde, mussten alle antreten. Dann holte er mich heraus und gab mir drei Tage dienstfrei, weil er es schätzte, dass ich immer geradeheraus sagte, was ich mir dachte. Mit einem Freund aus der Kindheit, den ich beim Heer zufällig wieder traf, war ich am Wochenende einmal in einer Diskothek in Kirchschatz. Bei der Heimfahrt wollte er, dass ich mit dem nagelneuen Audi 100 fahre, weil er schon zuviel getrunken hatte. Leider flogen wir aus der Kurve und rissen einen ganzen Baum aus, gegen den wir fuhren, das Auto war Totalschaden und ich landete mit Rippenbrüchen



sechs Wochen im Militärspital. Am Ende meiner Dienstzeit wollte ich mich für ein weiteres Jahr verpflichten und hatte schon die Papiere ausgefüllt. Meine damalige Freundin wollte aber nicht, dass ich die meiste Zeit weg war und so zeriss ich die Zettel und ließ es bleiben. *Fredl*

»Er war ein Offizier, welcher strengste Disziplin von uns Soldaten verlangte. Mit ihm war nicht gut Kirschen essen.«

Durch meinen Vater, welcher sich in beiden Weltkriegen bis zum Major hochgedient hatte, gab es meinerseits keine Bedenken in puncto Militär. Wegen meiner Nahkampf Erfahrung (Karate) meldete ich mich für das Jagdkommando. Im Endeffekt landete ich zur Grundausbildung bei den Pionieren in Linz - Ebelsberg, Gott sei Dank! Sechs Wochen schallte das »Links - Rechts« über das Kasernengelände, mehr oder weniger exakt verlief das Prozedere des Maschierens und Exerzierens,

beim Kommando »Halt« trat so mancher Rekrut dem Vordermann auf die Ferse, beim Kommando »links« starteten einige akkurat nach rechts, und marschierten solo in die Landschaft zum Gaudium der anderen. Schnell verging uns das Lachen, noch intensiveres Üben in Marschformation war die Folge. Die Verpflegung war okay, aber soviel Rindfleisch wie in Ebelsberg hatte ich in meinem jungen Leben lang noch nie gegessen (Abends überprüfte ich heimlich vor dem Spiegel meine Frisur, ob schon Kuhhörnchen auf meinem Haupte zum Sprießen begannen). Eben wegen des vielen Rindfleisches, das aber wirklich gut schmeckte. Immer in Erinnerung behalten werde ich das Abschlussgefecht der Grundausbildung am Truppenübungsplatz Treffling. Vor dem Abendessen mussten wir ein sogenanntes Einmann-Schützenloch graben. Nun hieß es nach dem Mahl: »Alle Mann ins Schützenloch«. Eifrig befolgte ich den Befehl (hätte ich diesen doch verweigert). Platsch, bis zur Hüfte stand ich im Grundwasser, das sich während der Essenszeit in der Grube ansammelte. Diese Episode spielte sich circa Ende Februar 1973 ab, es war schrecklich kalt, finster und ich wurde



Hans R. 1971 in Mautern

fürchterlich nass. Obendrein hatte es auch noch zum Schneien angefangen. Unglücklicherweise wurde uns von den »Altherren«, sprich den Abrüstern das Verhalten am Feld vorgeführt. Wir Jungsoldaten standen in Reih und Glied und mussten das Geschehen über uns ergehen lassen und das eine Stunde lang. Einige Leidensgenossen, welche ebenfalls »baden« gegangen waren, und ich bibberten, zitterten und klapperten um die Wette. Wir froren wie die Hunde. Geschadet hat's keinem, wir fingen uns keine Verköhlung ein ob des »Badeerlebnis«, die Grundausbildung neigte sich dem Ende zu. Ich war nun kein »Düsi« (Jungsoldat, Rekrut) mehr, sondern ein »echter Vaterlandsverteidiger«. Die Grundausbildung war abgeschlossen, wir waren jetzt wer. Was erwartet uns in Hörsching, beim MIL-Kommando Stabskompanie? Indirekt erfuhren wir im Vorhinein, dass wir den härtesten Kompaniechef der Kaserne Hörsching hatten. Ein gewisser Hauptmann G., ein einhändiger Leuteschinder, der seine Hand durch einen so genannten »Blitzknaller« verloren hatte. Er war ein Offizier, welcher strengste Disziplin von uns Soldaten verlangte. Kurz gesagt, ein Mann mit dem nicht gut Kirschen essen war. Er war Sportler durch und durch. Basistraining frühmorgens, 20 und 40 Kilometer Märsche und x-faches Überwinden der Hindernisbahn bestimmten unseren Soldaten-Alltag. Wir fluchten heimlich, aber er war immer dabei, machte alles mit. Das imponierte uns, der Mann war teuflisch fit. Er zeigte uns, wo der Bartl seinen Most holte. Er legte Wert auf eine gediegene Ausbildung. Wir lernten alle gebräuchlichen Waffen in und auswendig kennen, marschierten zur Schießanlage Allharting und wieder retour nach Hörsching und sonst wohin. Wir wurden mit diversen Spreng-

stoffen vertraut gemacht, lernten alle Knoten kennen, welche für den angehenden Pionier von enormer Bedeutung waren. Dann kam mein großer Auftritt. Ich deckte Missstände in der Heeresküche auf. Der dort zuständige Offizier Major W. forderte nach einem Schreidiuell mit mir einen befohlenen Rapport (Strafgericht) vor meinem Kompaniekommandanten. Hier zeigte sich die Größe meines Vorgesetzten. Er akzeptierte meine Haltung, anscheinend imponierte ihm mein Mut. Ich wurde deshalb Soldatensprecher meiner Kompanie, jeden Monat wurde auf sein Betreiben hin mit allen neu benannten Soldatenvertretern der anderen Kompanien der Speiseplan für das nächste Monat erstellt. Ich hatte jetzt alle Hände voll zu tun. Da ich auch eine Dekorateur-Ausbildung hinter mir hatte, musste ich für sämtliche Veranstaltungen im Offizierscasino den Festsaal dekorieren, den Lehrsaal unserer Kompanie neu gestalten. Zum Dank für sein vorbildliches Verhalten gestaltete und tapezierte ich den Wohnbereich meines Kompaniechefs neu, ohne dafür Geld zu verlangen. Eine Erkenntnis habe ich daraus gewonnen. Lieber hart, ehrlich und gerecht, als falsch, süß und verschlagen. *Georg*

Das Einzige was ich tat und konnte, war zu salutieren und laut: »Habt Acht!« zu schreien

Meine Militärzeit. Eintrittsdatum am 4. Jänner 1971 in Mautern, NÖ und das durchaus nicht gerne und ohne jegliche Begeisterung. Das Leben war dazumal mit 19 viel zu schön um es für einige Monate nicht genießen zu dürfen. Keine Hippiekleidung tragen dürfen, die Haare kurz geschoren, den Schädel voller Mädchen, Bands und ihrer Musik. Militär sowieso nur eine Schikane und total umsonst. Ich war ein richtiger Querulant. Und so ähnlich hab ich auch meine Zeit beim Heer verbracht. Nach einer Woche Blinddarmdurchbruch mit Nachoperation im Kremser Spital und die Grundausbildung war vorbei. Ich hatte natürlich von nichts eine Ahnung, und als ich in die Kaserne zurückkam, müssen mich meine Kameraden und Vorgesetzten für ein wenig deppert angeschaut haben. Das Einzige was ich tat und tun konnte, war zu salutieren und laut: »Habt Acht!« zu schreien, was ich auch ständig und lauthals tat. Einen Neuanfang wollte ich nicht der mir bei einem Gespräch empfohlen wurde und so unterschrieben sie mir meine Grundausbildung mit dem Wissen, dass ich in eine Einsatzkaserne versetzt wurde. Diese war in Horn, ebenfalls in NÖ und es gibt sie heute nicht mehr. Es wäre auch nach militärischen Aspekten strengstens

verboten etwaige Details darüber zu berichten. (Strenge militärische Geheimnisse unserer Armee!) Nur soviel sei verraten, bin 42 Tage gesessen und hab die anderen Tage Dienst geschoben. Viel Blödsinn gemacht. Unter anderem bei einer nächtlichen Kasernenwache Alarm über eine tickende Bombe gemacht, die sich allerdings als Rasensprengler erwies. Eine Auszeichnung für meine Aufmerksamkeit bekam ich nicht, hab mir das auch nicht erwartet, jedoch mir heimlich ins Fäustchen gelacht als ich durch meine Meldung die ganze Kaserne in Aufruhr brachte. So verging auch diese Zeit, die für mich nur siebeneinhalb Monate dauerte. Diese Zeit war übrigens ein Wahlzuckerl unseres damaligen Bundeskanzler Kreisky. Zudem bekam ich noch die letzten drei Monate ausbezahlt so als ob ich geheiratet hätte und das waren nicht weniger als 7000 Schilling; ein kleines Vermögen. Als mir mein damaliger Vorgesetzter das Geld überreichte, sagte er noch zu mir: »Wir suchen immer Leute, doch sie werden eh nicht verlängern.« Da gab ich ihm gern recht und das war's dann auch schon mit meiner Militärkarriere. Drei Tage brauchte ich noch, bis ich zu Hause ankam und das schöne Leben konnte wieder beginnen! *Hans*

In Hörsching machte ich 1967 den Heeresführerschein und ging zu den Gebirgsjägern auf den Dachstein

Durch die Einladung in die Kaserne Hörsching wurden in mir wieder alte Erinnerungen wach. 1967 wurde ich in die Schleiferkaserne Glasenbach Salzburg eingezogen. Da ich schon den Zivilführerschein hatte, glückte mir die Überstellung nach Hörsching zur Ausbildung des Heeresführerscheins-. Nach vier Wochen statt sechs, ich stand unter Zeitdruck und musste hart arbeiten, musste ich eine Auswahl treffen: Militärpolizei oder Dachstein Oberfeld. Da ich immer ein Bergfex war, fiel mir die Entscheidung sehr leicht. Drei Monate täglich mit der Seilbahn ins Tal und mit dem Jeep weiter nach Obertraun. Versorgung sammeln und mit meinem treuen Begleiter, ein Bernhardiner Hund, zurück in die Kaserne. Zwischendurch gab es einige Lawinenübungen mit dem Hund. Ich war das Opfer, dass der Hund suchen musste. Nach drei Monaten zurück in die Kaserne Hörsching. Durch mein zum Teil undiszipliniertes Verhalten musste ich öfter Strafdienst fahren und lernte auch den Militärflughafen kennen, da ich auch nachts das Tanklager überwachen musste. Trotz allem gab es auch schöne Stunden, die man nicht vergisst. *Hans H.*



Bundesheertagebuch von Anton

Ich war von Juli 1982 bis 1985 beim Luftlandejägerbattalion 25 in Klagenfurt verpflichtet. Mein besonderes Interesse war das Fliegen und das Fallschirmspringen. Es war sicher die aufregendste und interessanteste Zeit in meinem Leben. Anschließend war ich drei Monate als UNO- Soldat am Golan. Von dort bin ich als Korporal abgerüstet und wurde repatriert (in die Heimat zurückgesandt). Insgesamt bin ich 19 mal als Fallschirmjäger gesprungen; das Foto zeigt eine Übung in Kärnten.



Unser FLAK-Zug bei den Scharf-Schießübungen in Oggau am Neusiedlersee



Ausbildung zum Gebirgsjäger auf der Turracher Alm



Die Fallschirmjäger beim Einsteigen in den Short-Skywayflieger bei Wiener Neustadt in der HSNS (Heeres Sport- und Nahkampfschule)



Gebirgstraining auf den Hohen Tauern



Verleihung des Fallschirmspringerabzeichens durch einen höheren General (Mitte vorne)

Völlig losgelöst von der Erde

Knochenharter Job statt Lagerfeuerromantik

Stabswachtmeister Silvia Rohrer über Frauen beim Bundesheer



Foto: Gabi

Seit 1998 besteht auch für Frauen in Österreich die Möglichkeit sich beim Bundesheer zu verpflichten. Von den momentan ungefähr 15.000 Berufssoldaten sind circa 350 Frauen. Doch wie geht es einer Frau in der Männerdomäne Bundesheer? Welche Aufstiegschancen hat sie und wie sieht ihr Tagesablauf aus? »Nicht anders als der der Männer«, versicherte Frau Stabswachtmeister Silvia Rohrer vom Heerespersonalamt, die uns einen Einblick ins Bundesheer aus weiblicher Sicht gewährte.

Besser mit Männern als mit Frauen

Unteroffizier Rohrer wuchs in der Steiermark auf, wo sie die Matura an einer HBLA für wirtschaftliche Berufe mit Schwerpunkt Touristik absolvierte. Ihr war schon immer klar, dass sie keinen typischen Frauenberuf ergreifen wollte, weswegen sie sich nach der Matura gegen eine Ausbildung zur Physiotherapeutin und für eine Karriere beim Bundesheer entschied. »Obwohl es damals noch nicht möglich war, wollte ich schon als 13-Jährige zum Bundesheer«, berichtet Rohrer aus ihrer Kindheit. Im Mai 2000 begann sie ihre Karriere mit der Grundausbildung im Fliegerabwehrregiment 3 in Hörsching. In dieser Zeit absolvierte sie auch einen mehrwöchigen Grenzeinsatz im Burgenland in Lachenbach. Über ihre Situation als weiblicher Grundwehrdiener berich-

tet sie folgendes: »In der Arbeit kam ich schon immer mit Männern besser zurecht als mit Frauen. Ich war mir dessen bewusst, dass ich hier in eine Männerdomäne einbreche und erwartete mir auch nicht mit Samthandschuhen angefasst zu werden.« Obwohl nun schon die meisten Kasernen alleine im sanitären Bereich sowohl für männliche als auch für weibliche Grundwehrdiener adaptiert sind, darf man sich als Frau nicht jeglichen Luxus erwarten. Derselben bei Feldübungen, wo eben für alle sanitäre Einschränkungen gelten.

Genug Retourkutschen parat

Während ihrer Grundausbildung absolvierten zwei weitere Frauen die selbige von denen eine allerdings nach zwei Wochen den Dienst quittierte. Obwohl es immer wieder schwarze Schafe gibt und geben wird, war sie niemals mit dezidiert sexistischen Bemerkungen konfrontiert. »Manchmal gab es halt eine dumme Bemerkung aber inzwischen hab ich genug Retourkutschen parat um so etwas zu kontern«, meint Frau Stabswachtmeister Rohrer selbstbewusst. Sie diente sechs Jahre als Geschützführer an einer 35mm Zwillingsfliegerabwehrkanone und bildete danach Grundwehrdiener in allen diesbezüglichen Belangen aus. »Als Auszubildende hatte ich es bei den Rekruten immer wieder mit den verschiedens-

ten Persönlichkeiten und Charakteren zu tun, auf die ich mich einstellen musste.« Als Grundausbildnerin musste sie sich auch schon mit grundlegendsten Dingen beschäftigen, wie sie mit einem Schmunzeln bemerkt. Eben dann, wenn es darum geht Grundwehrdienern erst mal zu zeigen, wie man eine Hose richtig aufhängt oder alleine schon wie man sich die Stiefel zuschnürt. Durch die Bundesheerreform wurde ihre Einheit, die dritte und vierte Batterie des Fliegerabwehrregimentes in Hörsching aufgelöst. Sie musste sich ein neues Betätigungsfeld suchen und beschloss sich in weiterem als Wehrdienstberaterin zu betätigen. In ihrem neuen Job kann sie ihre Werte und Erfahrungen an andere weitergeben. Trotzdem geht ihr manchmal der direkte Kontakt zu den Rekruten bei der Grundausbildung ab. »Anfangs war der Wechsel zum Heerespersonalamt ein regelrechter Kulturschock«, meint Rohrer.

Fernab von Romantik

»Gerade Frauen tun sich nach der Eignungsüberprüfung leichter, wenn sie über etwaige Unsicherheiten über ihre zukünftige Stellung als Frau beim Bundesheer mit einer anderen Frau reden können. Vor allem, wenn es sich dabei um eine Frau handelt, die schon Erfahrung auf dem Weg hat, den sie erst beginnen zu beschreiten.« Gleichzeitig versucht sie ihnen zu vermitteln, dass hier keine Lagerfeuerromantik herrscht und es sich dabei um einen knochenharten Job handelt. Als Wehrdienstberaterin ist es eben ihre Aufgabe aufzuklären. Sowohl über Chancen, als auch über übertrieben, romantische Vorstellungen was eine Anstellung beim Bundesheer bedeutet. Obwohl sie sich früher immer vorgenommen hatte keine Liaison am Arbeitsplatz zu beginnen ist sie nun doch mit einem Berufssoldaten verlobt. Ihr Entschluss, eine Karriere beim Bundesheer zu beginnen wurde und wird von ihrer Familie in allen Belangen unterstützt. Nicht zuletzt von ihrem Bruder der, wen wundert es, ebenfalls beim Bundesheer ist. Doch spielen Rang und Dienstgrad in der Familie keine Rolle. *Gabi*



Im Bauch der Hercules

Die Hercules C 130 ist als militärisches Transportflugzeug bereits eine Legende. Drei dieser Flieger sind seit dem Jahr 2002 im Bundesheer-Fliegerhorst Vogler in Hörsching stationiert. Sie ist nicht die größte Transportmaschine, kann aber auf einer sehr kurzen Piste landen und starten. Zur Besatzung gehören neben dem Piloten, der Copilot, der Bordingenieur und der Loadmaster, der für die Ladung zuständig ist. Loadmaster Oberstabswachtmeister Thomas Streit von der Lufttransportstaffel ist ein Fan der Kupfermuckn und lud uns nach Hörsching zur Besichtigung des edlen Vogels ein.

Die erste Überraschung gab es schon beim Haupttor. Wir wurden mit Handschlag und einem freundlichen »Du« begrüßt. Da ich selber beim Militärkommando stationiert war, kannte ich die ganze Bürokratie mit der Passierscheinkontrolle. Alles war geregelt und wir fuhren ungehindert durch die Kaserne bis zum Militärflughafen. Dort stand die Hercules mit

geöffneter Ladeklappe zur Besichtigung bereit. Hauptaufgabe der Lufttransportstaffel ist die Versorgung der österreichischen Truppen im Ausland. Bis vor kurzem war das auch der Einsatz im Tschad. »Bei Minus 15 Grad flogen wir im Winter ab und nach achteinhalb Stunden Nonstopflug kamen wir bei 45 Grad plus im Tschad an. Das ist schon eine starke körperliche Belastung«, erzählt Thomas Streit von den Einsätzen. »Ein Flug im Tschad ist mir auch noch besonders in Erinnerung, bei dem es um Leben oder Tod eines schwerkranken Mädchens ging, das dringend in ein Krankenhaus ausgeflogen werden musste.«

»Nach dem Tsunami flogen wir für das Rote Kreuz Hilfeinsätze nach Sri Lanka.« Thomas Streit

Im Heck der Hercules erinnert nichts an ein Passagierflugzeug: Es gibt nur wenige Fenster und kaum Komfort. Je nach Aufgabe kön-

nen 20 Tonnen Fracht oder bis zu 86 Passagiere mitgenommen werden. Mit vier Triebwerken und 18.000 PS erreicht die Hercules 600 Kilometer in der Stunde und kann vollgetankt bis zu 10 Stunden in der Luft bleiben.

»Die Hercules´ werden auch oft von humanitären Organisationen gemietet. Nach dem Tsunami flogen wir für das Rote Kreuz Einsätze nach Sri Lanka.« In der Staffel herrscht auch kein militärischer Befehlston sondern eine familiäre Atmosphäre, denn bei Flugzeugbesatzungen muss sich jeder auf jeden absolut verlassen können, ungeachtet des Dienstgrades. Besonders beeindruckend ist die große Pilotenkanzel mit den unzähligen Instrumenten. Anton, der früher einmal selbst als Fallschirmjäger und am Golan beim Bundesheer tätig war, nahm gleich am Pilotensitz Platz. Bei der abschließenden Einladung zu einem gemütlichen Abschlussgetränk in der Fliegerbar, luden wir die Flieger zu einem Gegenbesuch in der Kupfermuckn ein. Hans H.+ hz



»Ich bin ein Weltenbummler«

Auszüge aus dem Leben von Chris

Brighton, England 1964

1964 war für Chris ein besonderes Jahr: In England lag meterdick Schnee am Strand (siehe Bild rechts), und die Beatles machten während ihrer Tournee auch in Brighton Halt. Chris, damals erst sieben Jahre alt, erinnert sich: „Es war das erste und letzte Mal, dass ich mit meiner Mutter Wintersport gemacht hatte. Wir mussten aufpassen, dass die Schlittenfahrt nicht im Meer endete. Unser Haus lag ungefähr hundert Meter vom Strand entfernt. Ganz besonders aber waren die Beatles. Ich höre heute noch das Kreischen und die Schreie hunderter hysterischer Mädchen und junger Frauen.« Als »spannend und einzigartig« beschreibt er seine Kindheit. Er sei ein wacher,

wissensdurstiger Knabe gewesen, ständig auf Entdeckungstour. Im Keller habe er sich oft stundenlang aufgehalten. »Es war die reinste Schatzkammer«, schwärmt er. Dort fand er sich in einer magischen Welt wieder, mitten unter gesammelten Stücken mehrerer Generationen, die von Seemännern zusammen getragen wurden. Schwerte, Dolche, Münzen, alte Uniformen und Bilder mit Motiven aus der ganzen Welt. Alles was sein Herz begehrte. »Am meisten hat mich der Käfig von Pedro Don Juan fasziniert«, erzählt Chris. »Pedro Don Juan«, das sei ein Kanarienvogel gewesen, der seinen Vater an Bord bei der Atlantikschlacht 1941 begleitete und gemeinsam mit ihm sämtliche U-Boot Angriffe, Stürme und Detonationen überlebt hatte.

London 1973

Chris hatte das Leben geliebt und alles exzessiv erlebt: »Sex, Drugs und Rock ´n`Roll, und üben, üben, üben«, erinnert sich Chris an den Beginn seiner bis heute ungebrochenen Liebesaffäre mit dem Saxophon. Chris wurde Mitglied der Londoner Band »Really«. »Wir waren ein Haufen unmusikalischer Chaoten und Verrückter. Trotzdem rockten wir uns durch einen bunt gemischten Salat aus Jazz, Soul, afrikanischen Rhythmen und irgendwelchen experimentellen Geräuschen. Die Boxen wurden voll aufgedreht, so konnten wir unsere musikalische Inkompetenz übertönen.« Sie hatten Spaß an der Sache. Es sei aber auch durchaus vorgekommen, dass das Musizieren zur Nebensache wurde: »Es gab Abende, da philosophierten wir bis in die Morgenstunden.« Alles in allem war es für Chris eine dynamische, bewegte Zeit. Es herrschte Aufbruchstimmung, es gab keine Existenzängste, es wurde in den Tag hinein gelebt. Eine fixe Wohnung hatte er zwar nicht, aber irgendwo habe er immer einen Platz zum Schlafen gefunden. Jede Form des Besitzes, außer den Instrumenten, empfand er als Belastung. Einmal aber seien sogar die Instrumente zur Last geworden: »An einem heißen Tag, mitten in der Stoßzeit musste ich acht Trommeln, einen Kontrabass, Gitarren und Werkzeug in der Londoner U-Bahn transportieren. Ich war nahe dran, alles weg zu schmeißen.« Chris ahnte, dass diese unbeschwerte Zeit nicht ewig dauern konnte. Und so kam der Tag, als sich die Band auflösen musste, da ein wichtiges Mitglied nach Indien zog und dort zum Fulltime-Buddhisten mutierte. Die Bandgeschichte aber blieb nicht ohne Erfolg. »Immerhin haben wir es zu einer Schlagzeile in einer bekannten Zeitschrift gebracht«, sagt Chris stolz.

London 1982

Chris suchte sich neue Betätigungsfelder. Als Freidenker und Revoluzzer wurde er Teil einer Bewegung, die »gegen fast alles demonstriert« hat. Gründe zum Demonstrieren gab es damals laut Chris viele: Der Niedergang der Gewerkschaften, die enorm hohe Arbeitslosenquote und vor allem die Politik Margaret Thatchers. »Es war eine schlimme Zeit«, erinnert sich Chris. Das Leben vieler Menschen sei aus dem Gleichgewicht geraten. Vorbei waren die leichten Jahre. Chris fand Arbeit bei diversen Baustellen. Es gab kaum Chancen auf etwas Fixes auf dem Arbeitsmarkt: »Heute brauchen wir 40 Backsteinverleger, morgen nur 15«, hieß es damals. Nichts mehr, so Chris, sei von der Solidarität vergangener Jahre übrig geblieben. Es kam zunehmend zu

einer allgemeinen Isolierung. »Es war, als würde sich die Gesellschaft auflösen. Irgendwie gab es nur mehr individuelle Personen und Familien.« Chris glaubte damals, den Kampf verloren zu haben. Doch in seinem Inneren lebte die Hoffnung auf ein gutes Leben weiter. Trotz dieser tristen Situation brachte sich Chris irgendwie durch. Schließlich war er ja ein Überlebenskünstler. Chris wurde sogar selbstständiger Backsteinverleger. Damals lernte er auch eine hübsche junge Anthropologie-Studentin kennen. »Nach der Arbeit holte ich sie immer von der Uni ab«, sagt Chris. Es lief alles gut, doch sie hatte eine schlechte Angewohnheit: Sie war eine notorische Zuspätkommerin. Als Chris wieder einmal auf sie warten musste, entdeckte er auf einer Pinwand eine Anzeige: »Freiwillige, englische Sprachtrainer für mehrere palästinensische Flüchtlingslager gesucht.« Chris zögerte nicht lange.

Palästina, Gaza Streifen, 1987

So kam er im Sommer 1987 als Sprachtrainer in das Flüchtlingslager »Khan Younis«. Dort wurde ihm zum ersten Mal bewusst, was es bedeutet, »Flüchtling« zu sein. »Für mich war es dort weniger ein Lehren, sondern viel mehr ein Lernen.« Chris erinnert sich an ein Wirrwarr von teils illegal eng zusammen gebauten Betonstrukturen. Schmutziges Abwasser sei in offenen Kanälen durch das Lager geflossen. Ernsthafte Krankheiten gehörten zum Alltag. Vor allem Kinder und ältere Menschen waren davon betroffen. Chris sah Menschen, die unter existentieller Bedrohung leben mussten. Diese tiefgreifenden Erfahrungen prägten sein weiteres Leben maßgeblich. Nach einiger Zeit lernte er Mitglieder verbotener Gewerkschaften und Widerstandsbewegungen kennen. Chris erzählt von einem Künstler, der in Haft saß, nur weil er Farben der palästinensischen Fahne in sein Gemälde integriert hatte und von PLO-Aktivisten deren Häuser mit Raupen zu Schutt und Asche gefahren wurden. Über alles kann und will er aber nicht reden. Seine »Palästina-Zeit« bezeichnet er als ein bedeutender Lebensabschnitt. Chris wollte weg von dort. Es folgte ein vierjähriger Griechenland-Aufenthalt.

Griechenland, 1989

Die Taverne »Zarathustra« auf der Insel »Gaidouronisi«, südlich von Kreta hat eine der schmutzigsten Küchen Griechenlands, aber auch die beste, ist Chris überzeugt. Auf der Insel gab es weder Häuser noch Straßen, dafür aber weiße Strände, helles türkises Wasser, blühende Wachholdersträucher, wild herum laufende Hasen und diese eine Taverne.

Bald schon lernte Chris den Tavernen Besitzer Giorgos kennen und durfte auch gleich schon dort zu arbeiten beginnen. Mit der Zusammenstellung der Menüs war es etwas mühsam, da es auf der Insel außer Fisch, Krebsen, Hasen und Schnecken keine Nahrungsmittel gab. Es gab ja nicht einmal Süßwasser. »Alles musste mühsam über den Seeweg hergebracht werden.« Täglich kamen auch Tagestouristen auf die Insel. »Abends waren wir froh, wenn sie wieder weg waren, obwohl sie unser Haupteinkommen ausmachten.« Da Chris nicht mit den anderen in der kleinen Hütte schlafen wollte, zog er in eine Sandsteinhöhle, die in einer Bucht lag. »Mit einem Bücherregal, einer Dusche aus Olivengebilde mit Schlauch und einer Düse aus einer Gießkanne, Kerzen, Steinofen und Matratzen, habe ich es mir dort gemütlich eingerichtet«, so Chris. Ein Jahr lang lebte er dort wie »Robinson Ouzo«. Danach zog er auf das Festland. Er arbeitete am Bau, in der Landwirtschaft, gab Englischunterricht und bald schon hatte er seine eigene Taverne. Am Strand lernte er eine Welser Touristin kennen und lieben. 13 Jahre lang dauerte diese Beziehung. Chris zog mit ihr nach Österreich und fand zwischenzeitlich Arbeit in diversen Firmen. Da er aber nicht sesshaft werden wollte, nahm er auch relativ bald wieder Aufträge im Ausland an. »In mir steckt eben ein Weltenbummler«, schmunzelt Chris.

Israel, 1994-95

Und so landete er in Südosteuropa, wo er als Vertreter einer österreichischen Firma arbeitete. In Bulgarien bekam er den Auftrag, diese Firma auch in Israel zu repräsentieren. »Vor erst nur einen Monat lang«, hieß es. Daraus sind aber fast zwei Jahre geworden. »Es war eine wichtige Zeit. Ich lernte nun auch die israelische Seite kennen und schätzen. Und so hatte ich plötzlich Freunde auf beiden Seiten, aus Palästina und Israel.« Das Zusammentreffen der beiden Staatsmännern Yassir Arafat und Yitzak Rabin ist ihm in bleibender Erinnerung. Jung und alt versammelte sich in Tel Aviv und Jerusalem zu einem Lichtermeer von Kerzen, in der Hoffnung auf Versöhnung. »Ich war mitten unter der Menschenmenge, es war ein historischer Moment.« Kurze Zeit darauf aber mussten die Hoffnungen auf Frieden durch die Ermordung Rabins wieder auf Eis gelegt werden. Chris war in unmittelbarer Nähe dieses Attentats: »Es gab Straßenblockaden, wir wussten nicht, was geschehen war. Auch die Medien berichteten nicht sofort darüber. Nur die Trauermusik aus dem Radio erinnerte daran, dass Schreckliches passiert war.« Tage später wurde er Zeuge eines weiteren Attentats: »Ich war gerade in meinem



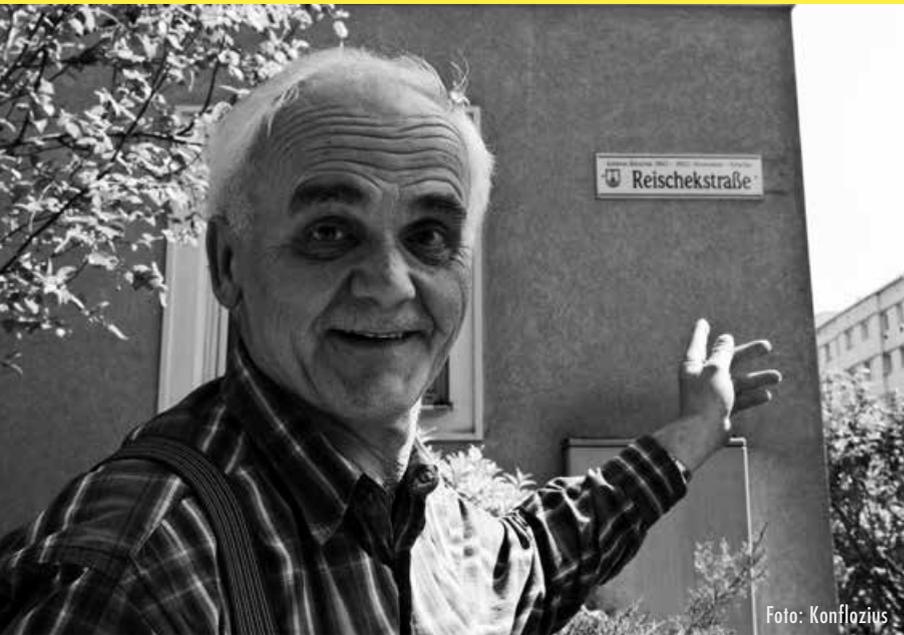
Einmaliges Erlebnis: Winter mit Mutter am Strand von Brighton

Lieblingsgeschäft, Stimatskys Buchladen, in der Dizengoffstraße in Tel Aviv, als es wieder eine heftige Detonation gab. Eine Bombe zerfetzte einen Bus vollbesetzt mit Passagieren. 48 Stunden später war nichts mehr von einem Attentat zu sehen. Alles wurde sofort saniert, Spuren gelöscht. So ist das Leben dort, sagt Chris. Der Alltag geht weiter. Auch für Chris nahm das Leben weiterhin seinen Lauf. Seine Arbeit in Israel war nicht sehr zeitaufwändig, und so hatte er genug Zeit, das Land kennen zu lernen. »Ich kam von der Golanhöhe bis nach Eilat, der nördlichen Spitze des Roten Meeres.« Er erzählt auch von den erholsamen Ausflügen mit einem Geländewagen, weit hinaus in die Wüste Negev und die Übernachtungen im »Milliarden Sterne Hotel«. Dort konnte es durchaus vorkommen, dass die israelische Armee oder Beduinen den Weg kreuzten. Als seine Israel-Zeit zu Ende ging, verschlug es ihn nach Afrika. Das aber sei eine andere »große Geschichte«, die den Rahmen sprengen würde.

Standort Wels

Wie aber ist der Weltenbummler nach Wels und in die Redaktion der Kupfermuckn gekommen? »Das exzessive Leben der letzten Jahre forderte seinen Tribut. Plötzlich brannte der Hut«, sagt Chris. In den letzten drei Jahren sei es kontinuierlich bergab gegangen in seinem Leben. »Ich habe zuviel investiert, das hat mich ausgebrannt.« Seine momentane Zeit bezeichnet Chris als »Wiederaufbau seiner Seele«. »Life must go on«, blickt er relativ optimistisch in die Zukunft. (dw)

Straßennamen auf der Spur: Andreas Reischek Straße



Andreas Reischek, Ornithologe, geboren 1845 in Linz, war Sohn eines armen Finanzbeamten. Seine Mutter starb bald nach seiner Geburt, und er kam zu einer

älteren Frau auf Schloss Weinberg (Kefermarkt) in Pflege, wo er, von einem alten Jäger, das Präparieren von Vögeln lernte. Ab 1875 war Reischek Tierpräpara-

tor im Wiener Naturhistorischen Museum. Sein Chef sandte ihn 1877, mit dem Auftrag, in der Stadt Christchurch ein Museum einzurichten, und die Fauna der Inseln zu erforschen, nach Neuseeland. Auf seinen Forschungsreisen durch Neuseeland lernte er viele Maori kennen und schloss Freundschaft mit ihnen. Durch seine Ernennung zum Häuptling war es Reischek möglich, das Urmaoriland zu erforschen und wertvolle Funde in die Museen nach Christchurch und Wien zu senden. In seinem Tagebuch klagt Andreas Reischek immer wieder über das wüste, tierische Verhalten der Europäer: »Sie tauschen gegen Schnaps und Tabak Weiber und Lebensmittel ein, führen ein wildes, nur auf Faustrecht be-

gründetes Zusammenleben, in dem Raub und Mord an der Tagesordnung waren.« Der Geist der Habgier, der die Eigentümer des Landes ausgebeutet und ihres Landbesitzes schonungslos beraubt hatte, nahm überhand.« Nach zwölf Jahren Forschertätigkeit nahm Reischek 1889 von Neuseeland und seine geliebten Maoris Abschied.

Nach seiner Rückkehr nach Europa widmete er seine letzten Lebensjahre bis 1902 der Einrichtung des Museums Francisco - Carolinum in Linz. Die Stadt Linz ehrte ihn 1903 mit einem Strassennamen. Diese »Andreas Reischek Straße« befindet sich in meiner unmittelbaren Nachbarschaft. »Brandzinken« Günter

Bezahlte Anzeige

www.arbeiterkammer.com

MEHR. FÜR IHR RECHT.

DR. JOHANN KALLIAUER
AK-Präsident

NUTZEN SIE DIE LEISTUNGEN IHRER AK:

- ✓ 364.000 Beratungen jährlich zu den Themen Arbeit, Recht, Steuern, Konsumentenschutz, Bildung und Gesundheit
- ✓ 100 Millionen Euro holen die AK-Rechtsexperten/-innen bei Rechtsstreitigkeiten für die AK-Mitglieder zurück
- ✓ 94 % der Arbeitnehmer/-innen sind mit der gebotenen Leistung sehr zufrieden

AK
Oberösterreich

SUDOKU

	6		5		9		2	
			6	2	4			
	5	2	7		1	6	8	
	2			5			4	
6	8	4	2	1	3	9	7	5
	1			9			6	
	4	1	3		2	8	5	
			1	7	8			
	7		9		5		3	

	9							2
	3			7				5
		5	9	8	3	7		
			6		5			
		3		9		6		
			7		2			
		7	1	6	4	3		
	8			5				9
	6							1

Auflösung Juni 2010

7	9	4	8	6	5	1	3	2
5	2	1	9	4	3	8	6	7
8	6	3	1	2	7	4	9	5
4	5	8	2	3	1	6	7	9
9	7	6	5	8	4	2	1	3
3	1	2	7	9	6	5	8	4
6	3	5	4	1	9	7	2	8
1	8	7	3	5	2	9	4	6
2	4	9	6	7	8	3	5	1

1	4	2	8	5	7	6	9	3
5	9	8	3	6	2	1	4	7
7	6	3	4	9	1	5	2	8
6	8	1	2	7	9	3	5	4
2	7	5	1	3	4	9	8	6
9	3	4	6	8	5	2	7	1
3	2	6	5	4	8	7	1	9
4	1	9	7	2	3	8	6	5
8	5	7	9	1	6	4	3	2

Dr. Bertran Steinsky, www.first-class-sudoku.com

So wohnen wir!

> Mario und Nadja aus Wels



Abends genießen wir die Sonne auf unserem Balkon

Es war nicht leicht eine günstige Wohnung zu bekommen. Ich hatte ja schon einmal eine größere Wohnung, als ich noch mit meiner Exfreundin und meinen zwei Kindern beisammen war. Als die Beziehung nach zwölf Jahren in die Brüche ging, konnte ich mir diese nicht mehr leisten. Wie denn auch, als Arbeitsloser mitten im Ersatzdrogenprogramm mit einem Einkommen von 600 Euro? Schließlich muss ich bei jedem Euro überlegen, ob ich ihn ausgeben kann oder nicht. Eigentlich ist die Wohnung in der ich jetzt lebe, die beste, die ich jemals hatte. Ich möchte sie auf keinen Fall verlieren, denn ich kenne auch das Leben auf der Straße. Obdachlos sein ist mühsam und keinesfalls angenehm. Dann kam noch eine Gefängnisstrafe hinzu und in kürzester Zeit war mein Leben ziemlich kapput.

Dementsprechend froh bin ich nun darüber, dass es keine Konflikte mehr mit der Justiz gibt und ich auf dem Balkon meiner 45m² Wohnung mit meiner Freundin Nadja die Abendsonne genießen kann. Nadja ist mein Ruhepol, unser Hündchen Sissy aber steht ganz im Mittelpunkt. Nebenan gibt es einen Spielplatz. Das ist ideal, denn drei Mal im Monat bekomme ich Besuch von meinem Sohn. Wenn er über's Wochenende bleibt, spielen wir dort gerne Fußball. Mit meinen Nachbarn habe ich auch keine Probleme, auch wenn ich ab und zu die Musik ein wenig lauter drehe. Ich bin zufrieden mit meinem kleinen Reich und meinem derzeitigen Leben. Beim E37 (Soziales Wohnservice Wels) bin ich auch öfters bei Events dabei. Demnächst werde ich endlich den Führerschein machen, damit meine Chancen auf dem Arbeitsmarkt steigen. *Mario*



Foto: Konflozius

Verkäufer im Portrait

Kannst du dich deinen LeserInnen kurz vorstellen?

Ich heiße Renate, bin 65 Jahre, komme aus Linz Auwiesen und seit fünf Jahren verkaufe ich die Kupfermuckn. Vor acht Jahren ist mein Mann gestorben, aber das habe ich mittlerweile schon überwunden. Mir gehts schon wieder gut.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Ich habe seit sechs Jahren eine kleine VÖEST-Wohnung in Auswiesen und wohne mit Mimmi und Rocki meinen zwei lieben Kätzchen zusammen.

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Meine Wohnung renovieren und natürlich etwas auf die Seite legen, weil ich im September ins Krankenhaus muss, weil ich an der Hüfte operiert werde. Anschliessend muss ich auf Reha. Das dauert drei Monate, wo ich keine Zeitung verkaufen kann. Ich freu mich auf das Danach, wenn ich wieder jung und gesund bin.

Was erlebst du beim Verkauf?

Ich möchte mich hier ganz herzlich bei meiner treuen Stammkundschaft bedanken, die mir immer mal wieder Gewand schenkt. Auch möchte ich mich bei der Pro-Chefin bedanken, dass ich dort verkaufen darf.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Mein größter Wunsch ist, dass ich gesund werde und dann möchte ich auf Reisen gehen. Durch den Verlust meines Mannes würde ich mir nun wieder einen soliden Mann wünschen. Ich bin für jede Anschrift dankbar! Anschriften an die Kupfermuckn-Redaktion, Marienstraße 11, 4020 Linz

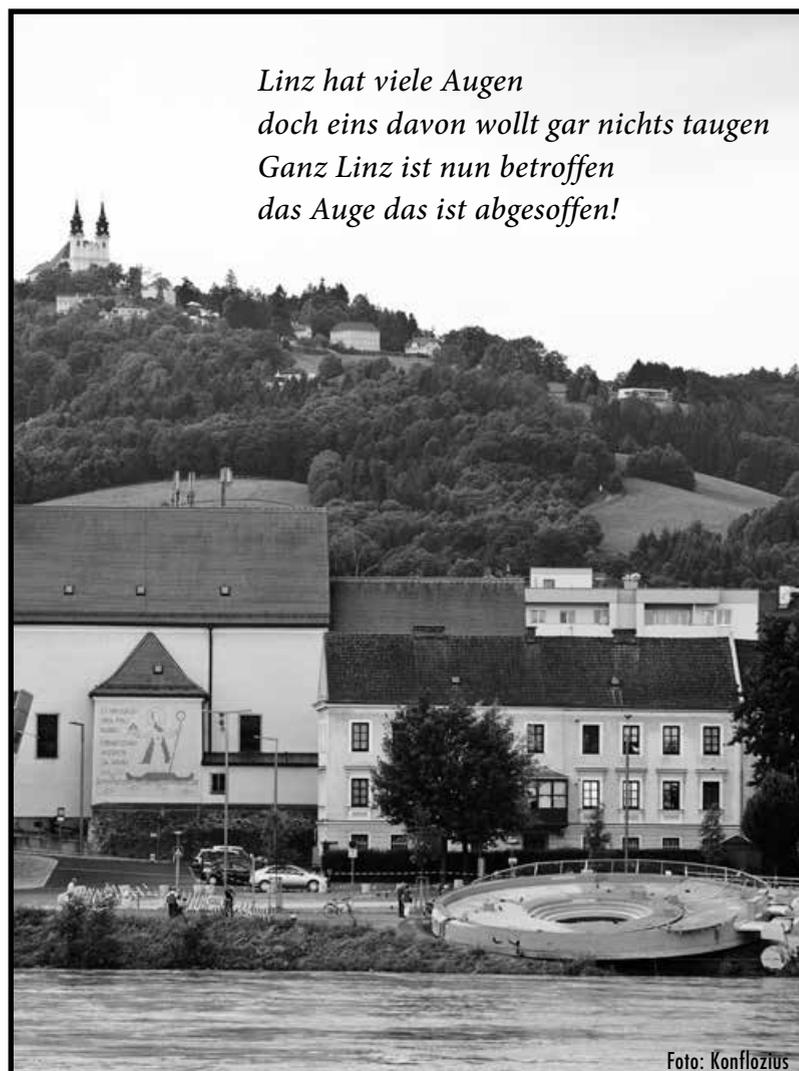
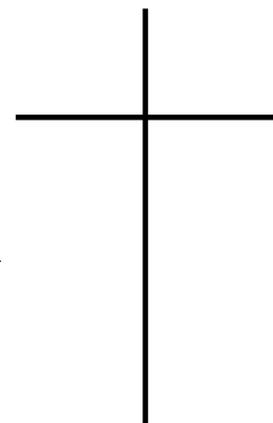


Foto: Konflozius

*Linz hat viele Augen
doch eins davon wollt gar nichts taugen
Ganz Linz ist nun betroffen
das Auge das ist abgesoffen!*



Hier ruht in Frieden

Name: Linzer Auge

Wohnhaft: Linz, Hauptstraße 2

Planung: Zwei Jahre

Angenommene Bauzeit: Vier Monate

Tatsächliche Bauzeit: Viel länger als geplant

Erster Geburtstermin: 10. Juli 2009

Tatsächlicher Geburtstermin: 21. August 2009

Das erste Mal in der Öffentlichkeit zur Schau gestellt:
11. September 2009

Erster Scheintod: 19. Oktober 2009

Wiederbelebungsversuche: Bis im Mai 2010 erfolgreich durch künstlichen Motor

Endgültiger Tod: 4. Juni 2010

Gesamtkosten exklusive Bergungskosten: 300.000 €



Mit Ihrer Spende für die Kupfermuckn schaffen Sie ein kleines Stück Unabhängigkeit: Kontonummer 10.635.100, BLZ 18600.

www.vkb-bank.at

VKB | BANK
ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE BANK

„HIER SIND WIR GERN ZUHAUS.“

Über 6000 zufriedene Kunden vertrauen auf unsere Erfahrung im Wohnbau.

Unsere Objekte finden Sie in ganz Oberösterreich. Rufen Sie uns an - wir beraten Sie gerne.

Familie
QUALITÄT ZUM LEBEN!

Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft in Linz

4020 Linz, Hasnerstraße 31
☎ (0732) 65 34 51
www.familie-linz.at
office@familie-linz.at



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmarkt
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Mo., Di., 10-16 Uhr,
Mi, Do. und Fr. 10-18 Uhr,
Samstag 10-13 Uhr,
Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktionssitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz

Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach einem Monat Mittun als Gast, kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo!

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und -verkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 30. August 2010 bei Ihrem/Ihrer Kupfermuckn-VerkäuferIn.

Verkäuferausweis

Kupfermuckn-Verkäuferausweis-Erkennungszeichen: Gelb/schwarz, Farbfoto mit kleinem Stempel und eine Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Radio Kupfermuckn

Jeden dritten Montag im Monat, 14 Uhr auf Radio FRO, 105,0 MHz

Arge Theater

Das Arge Theater führt das jüngste Stück »Jeder ist sich selbst« noch einmal beim Pflasterspektakel am 24. Juli beim alten Finanzamt auf.

Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,
Kontonr. 10.635.100

Einen tierisch guten Sommer!

Resultate des Kupfermuckn-Foto Workshops mit Konflozius. Bilder von: Anton, Chris, Franz, Harald, Helmut, Julia, Manfred, Martina, Pauli, Roswitha

